B
823
C37
1906

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00644076 2

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by
Rutherford Library,
University of Alberta

Philosophische Arbeiten

herausgegeben von

Hermann Cohen und Paul Natorp
in Marburg in Marburg

I. Band 1. Heft

Der kritische Idealismus

und die

Philosophie des „gesunden Menschenverstandes"

von

Ernst Cassirer
Dr. phil.

ALFRED TÖPELMANN
(vormals J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung)
GIESZEN 1906

Philosophische Arbeiten

herausgegeben von H. Cohen und P. Natorp in Marburg

Gleichzeitig erschien:

I. Band 2. Heft

Beiträge zur Geschichte der Idee

Teil I: Philon und Plotin

von

Dr. **Gustav Falter**

IV, 66 S. ℳ 1.20

Als weitere Hefte sind in Aussicht genommen von

Dr. **O. Buek:** Faraday.

Dr. **Ernst Cassirer:**

1. Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Versuch einer systematischen Darstellung der Entwickelung der neueren Philosophie.
2. Der Begriff der Erfahrung im System der kritischen Philosophie.

Professor Dr. **H. Cohen:** Grundfragen des Idealismus.

Dr. **A. Görland:**

1. Der Gottesbegriff bei Leibniz. Ein Vorwort zu seinem System.
2. Die Prinzipien der Kombinatorik als reiner Erkenntnis im Dienste des Begriffs der Erfahrung.

Professor Dr. **P. Natorp:**
Kritische Auseinandersetzungen zur Psychologie.

Abonnements auf die ganze Sammlung sowie Bestellungen auf einzelne Hefte nehmen entgegen alle Buchhandlungen oder der

Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen

Philosophische Arbeiten herausg. von Cohen und Natorp.

Zur Einführung.

Der Plan der Herausgabe einer zwanglos erscheinenden Zeitschrift war seit längerer Zeit schon uns gekommen, wir zögerten jedoch, an seine Ausführung zu gehen, weil es uns wie ein fremdes Mittel erschien, neben dem Lehrvortrag und den Büchern die Tendenz der Wirksamkeit zu verfolgen. Wenn wir indessen den Schein, Schule machen zu wollen, abwehren durften, so wurde die Zerstreuung uns immer mehr bedenklich, der die Arbeiten, die aus unserer Anregung entstanden, ausgeliefert wurden, solange das äußere Band fehlte, das sie sammelt und der Öffentlichkeit gegenüber vereinigt.

Es ist in erster Linie diese Rücksicht auf die Sammlung der Dissertationen, die künftig hier entstehen möchten, welche uns zu dem Entschlusse gebracht hat, auf das Anerbieten der geehrten Verlagsbuchhandlung einzugehen.

In zweiter Reihe aber soll diese unsere Sammlung den Arbeiten unserer wissenschaftlichen Freunde offenstehen. Obschon bei der Mehrzahl derselben ein persönliches Verhältnis die Zugehörigkeit begründet hat, so fassen wir diesen Begriff nichtsdestoweniger sachlich, wie es die Aufgabe und die Würde unserer Wissenschaft erfordern. Wer mit uns verbunden ist, der stellt sich mit uns auf den Boden der transscendentalen Methode, wie wir diese in Lehre und Schrift vertreten. Philosophie ist uns in allen ihren Fragen mit dem Faktum der Wissenschaft, wie dieses sich fortbildet, logisch verbunden. Philosophie ist uns daher die Prinzipienlehre der Wissenschaften und damit der gesamten Kultur. Diesen treibenden Kern der Kultur nennen wir mit Platon und mit Kant Idealismus und Apriorismus.

LIBRARY FEB 7 1964 UNIVERSITY OF TORONTO

Unsere Zeitschrift soll kein Sprechsaal sein für andersgerichtete Bestrebungen. Aber wenn diesen Heften eine gewisse Dauer beschieden sein sollte, so dürfte es von historischem Interesse sein, daß sich Arbeiten auch äußerlich vereinigt finden lassen, die durch den strengen und genauen Sinn einer philosophischen Methodik innerlich verbunden sind. Möchte unserem Unternehmen der Wert eines solchen historischen Dokumentes allmählich zuwachsen.

Wie wir selbst uns mit unseren Mitarbeitern vereinigt denken, so ist es drittens unsere ernste Absicht, eigene Arbeiten den ihrigen beizugesellen. Wir hoffen dadurch zunächst eine regere Wechselwirkung in der gesamten Mitarbeiterschaft anzuregen. Wir gedenken zugleich aber auch, uns selbst mit den Fachgenossen in anderen Lagern auseinanderzusetzen, sofern die historische Forschung und die philosophische Überzeugung Anknüpfungspunkte darbieten.

Je enger der Kreis der Mitarbeiter gezogen wird, desto weiter möchte die Aufmerksamkeit geöffnet werden für die Beziehungen, welche uns mit dem Gesamtgebiete der philosophischen Produktion verknüpfen. So dürfen wir das Interesse der philosophischen Fachwelt im allgemeinen für unsern Versuch in Anspruch nehmen.

Endlich aber möchten wir auch das philosophische Interesse an den Kulturfragen der Gegenwart für unsere Bestrebung anrufen dürfen. Die Philosophie, als der Idealismus der Kultur gedacht, ist von den Schicksalen der Kultur nicht abgetrennt zu denken.

Eine Voraussetzung freilich muß dabei obwalten, und sie kann nicht streng genug genommen werden: die Einheitlichkeit, die Klarheit und die Sicherheit der ethischen Gesinnung. In ihr wurzelt die Selbständigkeit der philosophischen Überzeugung.

Wenn es jemals einen Sinn hatte, die Philosophie Weltweisheit zu nennen, so war es der, daß sie, und sie allein, die Lehre der Weltanschauung ist. Es gibt keine innigere Einheit als diejenige, welche zwischen dem theoretischen und dem ethischen Idealismus besteht.

Wie die logische Methodik des idealistischen Apriorismus die sachliche Grundlage für die Einheitlichkeit unserer Mitarbeiter bildet, so bildet in nicht mißverständlichem Sinne die persönliche Grundstimmung dafür das unbedingte Einvernehmen in der sozial-ethischen Humanität.

Diese Schranke gegenüber Verirrungen des Zeitalters ist nicht nur eine Schutzwehr für unsere ruhige Arbeit; sondern sie dürfte auch ebenso, wie es hinsichtlich der Methodik hervorgehoben wurde, von aktuellem Werte für die Zeitlage der Philosophie sein. Denn kein Symptom dürfte den Mangel an methodischer Einheitlichkeit im philosophischen Betriebe unserer Zeit so hinlänglich erklären, wie die offenkundige Zerfahrenheit in den Grundfragen der philosophischen Weltanschauung, in den Herzensangelegenheiten der sittlichen Vernunft, durch welche die theoretische Philosophie, wenn und soweit sie es ist, mit den Problemen der Weltgeschichte, der sittlichen Kultur und des Staatslebens innerlichst immerdar verbunden war.

Wir vermessen uns nicht, Leistungen in Aussicht zu stellen, welche diesem Programme gewachsen seien; aber wir müssen aussprechen, was wir fordern, was wir erhoffen, was wir wollen. Und wenn wir es nicht vollbringen können, so werden andere kommen, die es besser machen. Uns liegt nur ob, die Richtung vorzuzeichnen für die Sammlung, die wir mit diesem Vorwort ankündigen.

Marburg im April 1906.

Hermann Cohen. Paul Natorp.

Digitized by the Internet Archive
in 2008 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/derkritischeidea00cassuoft

Ernst Cassirer

Der kritische Idealismus und die Philosophie des „gesunden Menschenverstandes“

Der kritische Idealismus

und die

Philosophie des „gesunden Menschenverstandes“

von

Ernst Cassirer
Dr. phil.

ALFRED TÖPELMANN
(vormals J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung)
GIESZEN 1906

Philosophische Arbeiten

herausgegeben von

Hermann Cohen und **Paul Natorp**
in Marburg in Marburg

I. Band 1. Heft

Der Kantischen Philosophie ist ein neuer Retter erstanden. Wenn sie bisher durch den Streit der Schulen bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde, wenn die Fülle und der Gegensatz der Auslegungen sie immer mehr zu verdunkeln drohte, so ist nunmehr endlich die Lösung des Rätsels gefunden, das uns seit einem Jahrhundert gequält hat. Und so klar und einleuchtend ist diese Lösung, daß vor ihr jeder Widerspruch verstummen wird. Die Anarchie der philosophischen Sekten und Lehrmeinungen muß nun von selbst schwinden: die Philosophie steht endlich im Begriff, das Ziel zu erreichen, das Kant selber vergeblich für sie ersehnt hat. Sie wandelt sich zu einer evidenten Wissenschaft, die fortan an logischem Range weder der Mathematik noch der mathematischen Naturwissenschaft nachsteht. An die Stelle schwankender Parteimeinungen tritt ein exaktes Lehrgebäude; an die Stelle des zügellosen Spiels der Originalitätssucht tritt die strenge schulgemäße Ausbildung. Solche Erhöhung und Festigung ihres Wertes aber verdankt die Philosophie lediglich der neuen Methode, auf die sie gegründet wird. Eine Methode, die freilich heute noch kaum gekannt und verstanden wird: die aber nichtsdestoweniger die alleinige und sichere Gewähr für allen künftigen Fortschritt in sich birgt.

Derartige Ankündigungen und Versprechungen müssen das lebhafte Interesse aller derer wachrufen, denen „Philosophie am Herzen liegt". Und die Erwartung wird noch höher gespannt, wenn man hört, welche geschichtlichen Schutzpatrone die neue Ansicht sich erwählt. Es ist die Lehre von Jakob Friedrich Fries und E. F. Apelt, an die sie wiederum anknüpft, die sie erst wahrhaft beleben und den Zeitgenossen verständlich machen will. Der Name dieser Männer muß in der Tat ein günstiges

Vorurteil erwecken; waren sie es doch, die mitten in dem metaphysischen Getriebe ihrer Zeit den Blick unbeirrt auf das wesentliche Objekt gerichtet hielten, auf das Kant die philosophische Forschung für immer verwiesen hatte: auf die Prinzipien der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaft. Sie haben, wie immer man über ihre endgültigen Lösungen urteilen mag, die Grundfrage der theoretischen Philosophie lebendig gehalten und sie der Folgezeit rein überliefert. Wenn die Erneuerung und Deutung ihrer Lehre mit wissenschaftlicher Gründlichkeit durchgeführt wird, wenn sie an spekulativer Tiefe ihren Gegenstand erreicht: so dürfen wir von hier aus in der Tat eine Belebung der allgemeinen philosophischen Bildung der Zeit erhoffen.

Der Führer freilich, der sich uns anbietet, um uns zu diesem Ziel zu geleiten, Herr Leonard Nelson[1], hat uns den Eingang in das System nicht eben erleichtert. Sein Stil trägt überall dem Tagesgeschmack Rechnung, den seine Philosophie zu bekämpfen behauptet. Nicht in ruhiger und sachlicher Erörterung werden die Grundlagen der Friesschen Lehre vor uns klargelegt, sondern immer wieder lenkt die Betrachtung zu polemischen Exkursen ab und ergeht sich in pathetischen Beteuerungen oder Angriffen. Die Art, in der Nelson die Gegner der Friesschen Auffassung abzufertigen sucht, kann nur zur Verwirrung, nicht zur Klärung des eigentlichen Streitpunktes dienen. Nirgends gönnt er ihnen eine klare und zusammenfassende Darstellung ihrer Ansicht; immer von neuem unterbricht er sein Referat mit höhnischen Glossen und Zwischenbemerkungen. Wir verzichten darauf, ihm gegenüber das gleiche Verfahren zu üben. Wir wollen die Lehre Nelsons kennen lernen, ehe wir sie beurteilen; wir wollen sie so getreu als möglich wiedergeben und ihren eigentlichen Kern herausstellen, ehe wir über ihren Wert und die Stellung, die ihr innerhalb der Geschichte der Philosophie gebührt, eine Entscheidung fällen.

---

[1]) Leonard Nelson, Die kritische Methode und das Verhältnis der Psychologie zur Philosophie. — Jakob Friedrich Fries und seine jüngsten Kritiker. (Abhandlungen der Friesschen Schule; Neue Folge, Heft 1 u. 2.) Göttingen 1904/05.

I.

Wenn wir nach den Gründen der Streitigkeiten fragen, die die philosophischen Schulen bisher entzweit haben — so beginnt Nelson seine Argumentation —, so werden wir alsbald finden, daß der Gegensatz immer nur die Aussprache und die Formulierung der Prinzipien, nicht ihre konkrete Anwendung und Handhabung betraf. Im wirklichen Leben folgen wir alle denselben Grundsätzen, gleichviel, welcher abstrakten Lehrmeinung wir uns zuneigen mögen. Zwiespältig und strittig werden unsere Meinungen erst dann, wenn wir versuchen, sie zu einem begrifflichen Ganzen zusammenzuschließen, sie zu zerlegen und allgemein auszusprechen. Haben wir diesen Unterschied aber erst einmal erfaßt, so besitzen wir damit bereits ein sicheres Mittel, uns vor allem Irrtum zu schützen. Es gilt nur, eine Methode ausfindig zu machen, die diesen primitiven Urstand unserer Erkenntnis, von dem die philosophische Reflexion uns immer mehr entfernt hat, wieder zurückerschafft: es gilt diejenige Philosophie wieder in uns herzustellen, die uns als „Naturanlage" von Anfang an gegeben ist. „Diese Unterscheidung gibt uns daher ein Mittel an die Hand, den Prinzipienstreit zu schlichten. Greifen wir nämlich aus den Erfahrungen des Lebens solche Urteile und Beurteilungen heraus, über die Einigkeit herrscht, so können wir diese zergliedern und so durch ein regressives Verfahren den philosophischen Prinzipien nachspüren, die in den vorliegenden Urteilen und Beurteilungen zur Anwendung kommen und gemeinsam vorausgesetzt werden. Durch fortgesetzte Zergliederung und Abstraktion von den besonderen Anwendungen müssen wir schließlich auf irgendwelche letzte und höchste Voraussetzungen kommen, und diese werden wir dann für sich herausheben können." (Seite 4f.)

In diesem Verfahren ist, wie Nelson hervorhebt, der gewöhnliche Gang der Beweisführung, wie er sonst in der Wissenschaft angewandt wird, direkt in sein Gegenteil verkehrt. Wenn man sonst von den Gründen zu den Folgen herabsteigt, so soll hier umgekehrt der Grund erst durch die Folgen bestätigt werden. Wir können die ersten Prinzipien und ihre Geltung nicht aus höheren Gründen ableiten: wir können sie nur in den abgeleiteten Ergebnissen selbst „aufweisen", sofern wir zeigen, daß sie in ihnen implicite als Voraussetzung enthalten sind. Es gibt keine andere Bewährung eines Grundsatzes,

als indem wir dartun, daß er in allen unseren empirischen Urteilen in tatsächlichem Gebrauch ist. Und es wäre ein verderblicher Irrglaube, wenn man diese rein faktische Aufzeigung eines Grundsatzes vom logischen Standpunkt aus als minderwertig betrachten würde. Die Philosophie hat es nur deshalb noch nicht zum Rang einer evidenten Wissenschaft gebracht, weil man sich von diesem prinzipiellen Mißverständnis nicht loszumachen vermochte: weil man von ihr verlangt hat, daß sie ihre Grundsätze beweisen solle. „Es ist ein ganz irriges logisches Vorurteil, daß sich alle Wahrheit beweisen lassen müsse. Durch alle Beweise können wir vielmehr nichts erkennen und entdecken, was nicht schon implicite in den Grundsätzen lag, wir können uns nur dieses deutlicher machen und klarer zum Bewußtsein bringen. Beweise sind nur notwendig und möglich für mittelbare, abgeleitete Sätze, aber ebenso unnötig wie unmöglich für Grundsätze." (Seite 5.)

Schon in diesen ersten einleitenden Sätzen haben wir daher einen neuen Einblick in das Wesen des „Kritizismus" erhalten, das bisher fast allgemein verkannt worden ist. Der „Kritizismus in der Philosophie" besteht in nichts anderem als „in der Befolgung der regressiven Methode" (Seite 7). Wo immer wir von der Aufstellung von Prinzipien ausgehen, um aus ihnen in deduktiver Ableitung die Folgerungen zu entwickeln, da gehen wir dogmatisch, wo immer wir dagegen gegebene Urteile und Beurteilungen des tatsächlichen Lebens zugrunde legen, um sie in ihre Bedingungen zu zerlegen und damit die Prinzipien, auf die sie sich stützen, erst zu entdecken, da gehen wir kritisch vor. Nun befolgt zwar auch die empirische Wissenschaft einen ähnlichen analytischen Gang, indem auch sie mit den Einzeltatsachen beginnt, um rückschreitend aus ihnen das allgemeine Gesetz zu gewinnen. Von der „abstraktiven" Methode der Philosophie aber ist dies Verfahren der induktiven Forschung doch in seiner Tendenz und seinem Ergebnis deutlich unterschieden. Die Induktion führt niemals auf Grundsätze, sondern immer nur auf Lehrsätze; die allgemeinen und notwendigen Wahrheiten sind für sie nicht das Ziel, bei dem sie endet, sondern immer schon der Anfang, den sie allenthalben voraussetzen muß. Die kritische Philosophie hingegen nimmt den Tatbestand unserer Urteile hin, wie sie ihn vorfindet, nicht um seine Wahrheit zu beweisen, noch um seine Entstehung zu erklären, „sondern um aus ihm die reine begriffliche Erkenntnis zu abstrahieren und auf ihre obersten Prinzipien

zurückzuführen. Hat sie diese gefunden, so stellt sie sie als System der Philosophie auf". (Seite 9f.)

Es ist demnach klar, daß die letzten Ergebnisse dieser Philosophie von jenen ersten Zugeständnissen, die wir der naiven Vorstellung entnommen haben, ihrem Werte nach abhängig bleiben. Nur sofern wir faktisch gewisse Gesetze anerkennen, müssen wir auch die logischen Bedingungen ihrer Möglichkeit einräumen (Seite 12f.). Das Verfahren der „Reflexion", kraft dessen wir uns die Grundgesetze zum klaren und deutlichen Bewußtsein bringen, erschafft doch keineswegs ihren eigentlichen Erkenntniswert. Die Reflexion kann nur aus gegebenen Wahrheiten Folgerungen ableiten; sie kann Prämissen, die unabhängig von ihr feststehen, weiter aufklären und verdeutlichen, aber sie ist unfähig, irgendeine fundamentale Wahrheit schöpferisch aus sich hervorgehen zu lassen. Wollen wir uns eines solchen produktiven Urgrundes des Wissens versichern, so müssen wir uns hierfür auf ein anderes seelisches Vermögen stützen. „Der Grund der obersten Urteile muß .... unabhängig von der Reflexion in einer unmittelbaren Erkenntnis liegen, die selbst die obersten Gründe für alle Urteile, d. h. für alle mittelbare Erkenntnis enthält. Eine solche unmittelbare Erkenntnis ist die Anschauung, sowohl die empirische Anschauung als Grund aller empirischen Urteile, wie die mathematische Anschauung als Grund aller mathematischen Urteile. Die Einheit und Notwendigkeit aber, die wir faktisch in unserm Denken finden, und die wir durch die metaphysischen Grundsätze aussprechen, kann nicht aus der Anschauung entspringen, denn sie kommt uns nur durch Reflexion zum Bewußtsein. Ihr Ursprung kann aber auch — sofern sie synthetische Einheit ist — nicht in der Reflexion liegen, da sie vielmehr schon eine Voraussetzung jeden Urteils der Reflexion bildet. Es gibt folglich eine unmittelbare Erkenntnis nicht anschaulicher Art, die den Grund unserer metaphysischen Urteile bildet. Wir nennen sie die unmittelbare Erkenntnis der reinen Vernunft." (Seite 17f.)

Haben wir die Notwendigkeit einer solchen unmittelbaren Erkenntnis einmal eingesehen, so haben wir damit den Archimedischen Punkt entdeckt, von dem alle Philosophie fortan ihren Ausgang nehmen kann. Jetzt brauchen wir keine Schwierigkeiten mehr zu fürchten, da wir gegen alle Einwände, die sich gegen unsere Methode erheben können, von vornherein gerüstet sind. „Aller Streit um Irrtum und Wahrheit, aller Zweifel und

alle Ungewißheit bezieht sich auf die Urteile der Reflexion und betrifft ihre Vergleichung mit der unmittelbaren Erkenntnis, die sie wiederholen. Um diese unmittelbare Erkenntnis kann gar kein Streit sein, ihre Gewissheit kann nie in Frage gestellt und des Irrtums verdächtigt werden, denn Irrtum ist nur Abweichung von der unmittelbaren Erkenntnis, falsche Wiederholung der unmittelbaren Erkenntnis, falscher Ausspruch der unmittelbaren Erkenntnis. Diese liegt daher der Möglichkeit des Irrtums bereits zugrunde; wer sie für irrig erklärt, widerspricht sich selbst, der weiß nicht, was die Worte Irrtum und Wahrheit bedeuten. Aller Irrtum und Zweifel gehört der Reflexion und kann die unmittelbare Erkenntnis nicht antasten." (Seite 18 f.) Damit aber ergibt sich freilich zugleich unwidersprechlich, daß alle unsere Gewißheit — sowohl die von den mathematischen, wie die von den metaphysischen Grundurteilen — „dem gewöhnlichen Vorurteil entgegen" lediglich auf subjektivem Grunde, nicht auf objektiven Kriterien beruhen kann. Wir können niemals unsere Vorstellung mit dem Gegenstand, sondern immer nur unsere mittelbaren Urteile mit den unmittelbaren Erkenntnissen der Vernunft vergleichen und an ihnen messen. Da uns aber Erkenntnisse überhaupt nicht anders als durch innere Erfahrung zugänglich werden, so steht damit weiterhin fest, daß die Kritik des Erkennens nicht anders als psychologisch verfahren kann, d. h. daß sie selbst Wissenschaft aus innerer Erfahrung sei. Die Deduktion der metaphysischen Grundsätze ist also ein Geschäft der Psychologie. Es wird „möglich sein, ohne mit den philosophischen Prinzipien selbst in abstracto zu operieren, sie auf empirischem Wege zu deduzieren". (Seite 26.) Der inneren Selbstbeobachtung bleibt daher die letzte und höchste Entscheidung über unsere Erkenntnis überlassen. Diese „subjektive Wendung aller Spekulation" überhebt uns aller vorlauten Zweifel und Fragen des abstrakten, reflektierenden Denkens. Dem Verfahren gegenüber, das hier geübt wird, ist „Skeptizismus gar nicht anzubringen", „eben weil wir dabei ganz auf dem Boden der Tatsachen bleiben, die einem jeden zur Beobachtung offen liegen, ohne uns irgend auf metaphysische Erörterungen oder Hypothesen einzulassen". (Seite 26.) Die einzige Voraussetzung, die wir hierbei machen müssen, ist das Faktum des Selbstvertrauens der Vernunft. Dieser Grundsatz „verdient allein den Namen eines kritischen (oder transzendentalen) Prinzips, sofern darunter ein Satz verstanden wird, der, ohne selbst metaphysisch zu sein, ein Kriterium

der Legitimität metaphysischer Sätze an die Hand gibt. Denn er enthält die Legitimität aller Sätze, die ihren Ursprung in der reinen Vernunft und mithin sich selbst als metaphysische Grundsätze erweisen können . . . . Jedes andere angeblich kritische Prinzip, als der Grundsatz des Selbstvertrauens der Vernunft ist entweder zu eng, indem es unsere metaphysischen Befugnisse willkürlich einschränkt, oder zu weit, indem es die Ansprüche der Metaphysik ungebührlich ausdehnt". (Seite 31.) So rührt z. B. „der Mangel an Konzentration in der Kantischen Lehre" lediglich daher, daß ihr das hier entdeckte einheitliche Prinzip, das erst Fries mit Sicherheit ergriffen und bestimmt hat, noch fehlte. (Seite 31 f.) Die ursprüngliche, vor der mittelbaren Erkenntnis der Reflexion schon vorausgehende Erkenntnis der Vernunft, die indessen keine Anschauung ist, sondern uns trotzdem nur mittels des reflektierenden Verstandes zu Bewußtsein kommt, blieb Kant verschlossen, womit ihm denn auch der eigentliche Grund der Apodiktizität in unseren Urteilen unklar blieb. (Seite 62 f.) „So sehr Kant sich daher auch bemüht, die subjektive Deduktion von der objektiven zu unterscheiden, so hat er doch infolge des Mißverständnisses des Transzendentalen ihre psychologische Natur verkannt und ihr, aus Furcht, in die physiologische Ableitung zu geraten, eine irreführende objektive Wendung gegeben. So hat er uns mit seiner Arbeit gleichsam nur ein Problem, ein Rätsel in die Geschichte der Philosophie geworfen, dessen Auflösung ihm selbst verborgen geblieben ist." (Seite 64.)

II.

Wir sind am Ende unserer Darstellung der Nelsonschen Lehre. Wir haben ihren Inhalt, ohne kritische Einwürfe und Zwischenbemerkungen, so genau und prägnant wie möglich wiederzugeben gesucht. Der Grundriß des Systems ist in den Sätzen, die wir bis hierher kennen gelernt haben, endgültig entworfen und abgesteckt; was Nelson hinzufügt, sind nur noch rhetorische Ausschmückungen oder polemische Herzensergießungen. Nach den Verheißungen, die uns am Eingang empfingen, muß sich jetzt freilich ein Gefühl der Enttäuschung in uns regen. Dies also ist die entscheidende Entdeckung, die der Anarchie der philosophischen Schulen ein Ende machen und die Philosophie in den sicheren Gang der Wissenschaft leiten sollte; dies der Gedanke, der bisher von aller Spekulation

verkannt wurde, fortan aber als „konstitutives Prinzip der Metaphysik" gelten muß? Das „Vertrauen der Vernunft zu sich selbst": nun, wir denken es nicht zu schmälern oder zu bekämpfen. Aber wir waren bisher der Meinung, daß die Philosophie, daß insbesondere die Erkenntniskritik die Aufgabe hätte, an Stelle des blinden Glaubens die Rechtfertigung der Prinzipien zu setzen, daß sie nicht nur die tatsächliche empirische Anwendung der logischen Grundsätze aufzuweisen, sondern auch deren Notwendigkeit und objektive Gültigkeit darzutun hätte. Jetzt sehen wir, daß eben diese Ansicht das — Vorurteil ist, das uns von der unbefangenen Würdigung des Nelsonschen „Standpunktes" noch trennt. Um uns von diesem Vorurteil zu befreien, werden wir nicht nur unsere Anschauung vom Wesen der Philosophie, wir werden auch unsere Auffassung von ihrer geschichtlichen Entwicklung zu korrigieren haben. Glücklicherweise ist es Nelson selbst, der uns hierzu die Hand bietet, indem er seine theoretischen Erörterungen durch ein Schema ergänzt, in welchem er den bisherigen Fortgang oder vielmehr Irrgang der spekulativen Forschung beschreibt. Wenn Kant einmal den Gedanken einer „philosophischen Archäologie" ausspricht, die die „Fakta der Vernunft", die sie aufstellt, dennoch nicht von der Geschichtserzählung entlehnt, sondern sie aus der „Natur der menschlichen Vernunft" selbst zieht: so sollen sich die bisherigen abstrakten Entwicklungen Nelsons daran bewähren, daß sie uns unmittelbar in den Stand setzen, das Schema dieser philosophischen Archäologie aufzustellen. „Dies Schema ist der Organisation der Vernunft selbst nachgebildet. Der psychologische Gesichtspunkt, nach dem es entworfen ist, verbürgt einerseits seine Vollständigkeit rücksichtlich der Mannigfaltigkeit aller möglichen historischen Formen, andrerseits die Unabhängigkeit aller Momente seiner Einteilung von historisch gegebenen oder willkürlich erdachten Maßstäben. Es gibt uns daher einen sicheren Leitfaden an die Hand, an dem sich alle methodologisch bedeutsamen Fortschritte und Irrtümer in der Geschichte der philosophischen Wissenschaften nach Prinzipien übersehen und bis auf ihre Quelle in der Vernunft selbst zurückführen lassen." (Seite 55f.) Man versteht die bisherige Gestaltung der Philosophie, wenn man sich gegenwärtig hält, daß sie das eigentliche Losungswort, das alle Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigt, daß sie die unmittelbare Erkenntnis der Vernunft, die weder anschaulichen noch logischen Ursprungs ist, nicht zu begreifen und

herauszustellen vermochte. Ihr gelten als einzige Erkenntnisquellen Anschauung und Reflexion, womit sie „zwar der reinen Mathematik und Empirie, nicht aber dem Metaphysischen in unserer Erkenntnis gerecht werden konnte." An diesem gemeinsamen Irrtum krankt der Platonismus, wie der Aristotelismus und mit ihm alle seine Spiel- und Abarten, die er in der Entwicklung der Philosophie gezeitigt hat. Man suchte entweder die obersten Grundsätze zu beweisen, womit man in den Fehler verfiel, aus bloßer formaler Logik Metaphysik machen zu wollen oder aber man erkannte ihre Unerweislichkeit, berief sich aber, um die Prinzipien doch nicht ohne Begründung zu lassen, auf die „mystische Fiktion" einer nichtsinnlichen, intellektuellen Anschauung. Wer schließlich beide Auswege verwarf, dem blieb nichts übrig, als die Realität dieser Prinzipien selbst zu leugnen und sich so einem schrankenlosen Empirismus in die Arme zu werfen. Aus diesen Erwägungen wird man die folgende graphische Darstellung der Philosophiegeschichte verstehen, die Nelson entwirft und die zu wertvoll ist, als daß wir sie hier den Lesern vorenthalten sollten. (Siehe das Schema Seite 10.)

Wer sich in die Betrachtung dieser Figur versenkt, dem muß sich gleichsam sinnlich die Gewißheit aufdrängen, daß alle bisherigen Versuche, die Philosophie zu begründen, daß Rationalismus wie Mystizismus, Empirismus wie Apriorismus nur kindliche Vorstufen des wahren Systems gewesen sind. „Es läßt sich ohne Mühe zeigen, daß fast jeder selbständige spekulative Kopf in der Geschichte der Philosophie dieser Entdeckung mit größerer oder geringerer Deutlichkeit auf der Spur war, sich aber durch das seine Zeit beherrschende dogmatische Vorurteil hindern ließ, dieser Entdeckung nachzugehen. Platons göttliche Anschauung der Ideen, der *νοῦς* des Aristoteles, bei den Neueren Jacobis „Offenbarung", Kants „transzendentale Apperzeption", Reinholds „unmittelbares Bewußtsein", Fichtes „reines Ich", Schellings „intellektuelle Anschauung" und so fort bis auf Windelbands „Normalbewußtsein" und Rickerts „Sollen als transzendentes Minimum": das alles sind nur mehr oder weniger unbeholfene Versuche, von der bloßen Reflexion zur unmittelbaren Erkenntnis der reinen Vernunft herüberzukommen." (Seite 53 f.) Ob Nelson diese seine summarische Auffassung von der welthistorischen Entwicklung des Denkens von Fries, ob er sie insbesondere von Ernst Friedrich Apelt, einem der ersten und tiefsten Geschichtschreiber der logischen und wissenschaft-

Das Nelsonsche „Schema."

lichen Methodenlehre gelernt hat, das läßt sich füglich bezweifeln. Was mich betrifft, so bekenne ich, selber noch zu „unbeholfen" zu sein, um selbst unter dem suggestiven Zwange des Nelsonschen Schemas den Fortschritt zu der neuen Geschichtsansicht sogleich vollziehen zu können. Befragen wir die allbekannten und unzweifelhaften Tatsachen der Geschichte selbst und sehen wir zu, welches Bild der philosophischen Gesamtentwicklung sich aus ihnen ergibt. Hier finden wir denn mit einigem Erstaunen die „Entdeckung", die Nelson an die Spitze stellt, als eigentlichen Ausgangs- und Anfangspunkt der Logik wieder. Daß Aristoteles, erfüllt von dem Vorurteil des logischen Dogmatismus, auch die Wahrheit der obersten Grundsätze nach dem Verfahren der „Reflexion" und des Syllogismus zu beweisen unternommen habe, ist durchaus unzutreffend: genau das Gegenteil ist der Fall. Einen „Mangel an Bildung" nennt er es, wenn man nicht zu unterscheiden vermag, von welchen Sätzen man einen Beweis suchen, von welchen man ihn nicht suchen solle. „Denn daß es von allem einen Beweis gebe, ist unmöglich, da dies ins unendliche ginge, so daß es wiederum keinen Beweis gäbe." (Metaph. *Γ* 4, 1006a.) Aller syllogistischen Ableitung, allem synthetischen Fortschritt des Denkens müssen demnach nach ihm erste „unvermittelte" Gewißheiten bereits zugrunde liegen, die lediglich „durch sich selbst" erkannt werden *(δι' αὑτῶν γνωρίζονται)*.[1] Und als psychologisches Korrelat dieser „unmittelbaren" Erkenntnisse *(ἄμεσα)* wird der Begriff der „Vernunft", als eines eigenen, von allen sonstigen seelischen Funktionen streng gesonderten Vermögens von Aristoteles geradezu geprägt. Von der Anschauung *(φαντασία)*, wie von der abstrakten reflektierenden Denktätigkeit ist der *νοῦς*, der die obersten Prinzipien aller Wissenschaft zu seinem Gegenstand hat, gleich sehr unterschieden. Zugleich ist er der Möglichkeit des Irrtums überhoben: die einfachen Grundlagen aller Erkenntnis kann man nur besitzen oder nicht besitzen; hat man sie aber einmal ergriffen, so ist eine Täuschung über sie fürderhin nicht länger möglich. (De anima, III, 6, 430; Metaphys. *Θ* 10, 1051 b.) Wie diese Aristotelische Lehre sich innerhalb der griechischen Spekulation forterbte, wie sie sich zu dem Stoischen System der notwendigen Grundbegriffe der Vernunft verdichtet hat, die keiner anderen Bürgschaft als der „allgemeinen Übereinstimmung" bedürfen; wie dieses System

[1]) Analyt. prior. B., cap. 16.

schließlich wiederum auf die Anfänge des modernen Rationalismus, besonders auf Herbert v. Cherbury gewirkt hat: dies alles ist bekannt und braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden.[1]

In neuer Form tritt uns der Gedanke sodann in der Lehre Descartes' entgegen. Das Kriterium der „klaren und deutlichen Perzeption" wird hier von neuem zum obersten Prinzip aller Gewißheit erhöht. Freilich erhält es nunmehr einen vertieften und originalen Sinn, da es den Zusammenhang bezeichnet, der zwischen der philosophischen Methodik Descartes' und seiner Grundlegung der Mathematik besteht. Die „dunklen Qualitäten" der Scholastik müssen aus der Naturerklärung schwinden: nur was sich völlig in die „Evidenz" der ersten mathematischen Begriffe und Gründe auflösen läßt, soll uns fortan ein wahrhaftes und wirkliches Sein bedeuten. Die abstrakte Schlußfolgerung wird für die Ableitung der ersten mathematischen und metaphysischen Grundwahrheiten verworfen. Das Wissen, das wir von ihnen besitzen, stammt aus keinem syllogistischen Beweis, sondern es ruht ganz auf jener „inneren Erkenntnis", die aller abstrakten logischen Zergliederung vorangeht. (Responsiones VI, vgl. Correspondance, ed. Adam-Tannery, V, 138 u. ö.) Dennoch aber — und dies ist ein zweiter nicht minder wichtiger Zug seiner Lehre — ist die Anschauung ihm keineswegs der zureichende Grund dieser Wahrheiten. Schon die mathematischen Begriffe und Urteile haben ihm, wenngleich sie sich auf das Gebiet des anschaulichen Seins beziehen, dennoch in ihm nicht ihre letzte Stütze: Arithmetik, wie Geometrie gründen sich nicht auf die „Phantome der Einbildungskraft", sondern lediglich auf die „klaren und distinkten Begriffe unseres Geistes".[2] Die metaphysischen Begriffe vollends, die Gottesidee und die Idee des Unendlichen, werden prinzipiell jeder Möglichkeit einer direkten oder mittelbaren anschaulichen Erfassung entrückt und als Inhalte und Erzeugnisse des „reinen Verstandes" bezeichnet. Daß diese Inhalte uns nicht als fertige, psychische Daten mitgegeben sind, daß sie erst durch die Tätigkeit der Reflexion und des selbstbewußten Denkens erarbeitet und in unseren Besitz gebracht werden müssen: diese selbstverständliche Einsicht hat sich ein Descartes wahrlich nicht

---

[1]) Vgl. hierzu Dilthey, Die Autonomie des Denkens, der konstruktive Rationalismus und der pantheistische Monismus nach ihrem Zusammenhang im 17. Jahrhundert. Archiv f. Gesch. d. Philos. Bd. VII.

[2]) Correspondance III, 395; vgl. bes. Respons. V.

verhehlt. Wenn Hobbes die Idee der „Seele" damit zu vernichten meinte, daß er darauf hinwies, daß sie uns nicht unmittelbar bekannt sei, sondern erst durch rationales Denken zustande komme („ratione colligitur"), so erteilt Descartes ihm die bündige und schlagende Antwort, daß der Begriff der Seele gerade dadurch, daß er auf diese Weise erworben werden müsse, erst zur Idee in seinem Sinne werde.[1] Und dennoch ist es gerade dieser sein Grundbegriff der „klaren und deutlichen Perzeption", der Descartes, trotz aller seiner kritischen Tiefe und seiner methodischen Vorsicht, zuletzt wiederum in dem Bannkreis der Metaphysik gefangen hält. Jetzt erweist es sich alsbald, wie zweideutig und fragwürdig die bloße Behauptung einer unmittelbaren, nicht weiter zu rechtfertigenden Erkenntnis aus reiner Vernunft ist. Dasselbe Prinzip, das dazu ausersehen war, die exakte Wissenschaft zu begründen und ihren eigentümlichen Vorzug zu bezeichnen, wird nunmehr der Ableitung von „Axiomen" dienstbar gemacht, die uns wieder mitten in die Scholastik zurückversetzen. Vor allem aber wird es innerhalb der Entwicklung der Cartesischen Schule deutlich, daß die Mängel des Wahrheitskriteriums es sind, die unaufhaltsam zu der stetigen Selbstauflösung des Systems hinführen. Der Begriff der klaren und deutlichen Perzeption wird zur eigentlichen geschichtlichen und sachlichen Krisis der Cartesischen Philosophie.[2] Fortan wird dieser Begriff nicht nur von den sensualistischen Gegnern bekämpft: auch innerhalb des Rationalismus ist seine Rolle beendet. Leibniz spricht nur noch mit unverhohlenem Spott von denen, die statt jeder Rechtfertigung und jedes Beweises der obersten Grundsätze sich nur auf ihre klaren und deutlichen Ideen und deren innere psychologische Evidenz berufen. Aus der Polemik gegen eine derartige Auffassung entwickelt sich sein eigenes Ideal der Philosophie und sein System der „allgemeinen Charakteristik". Die „unmittelbare" Erkenntnis im Sinne des Aristoteles ist somit nunmehr von beiden gegnerischen Parteien, die sich in der neueren Erkenntnistheorie gegenüberstehen, verlassen; wenn sie trotzdem noch nicht als völlig überwunden gelten kann, so liegt dies daran, daß sie einen letzten Halt- und Stützpunkt in

[1]) Respons. III; objectio VII.

[2]) Vgl. die ausführliche Darlegung dieses Prozesses in meiner Schrift „Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit". Berlin 1906; Bd. I, Buch 3, Kap. 2.

der schottischen Schule, in der Lehre Reids und Beatties findet.

Schärfer und bestimmter hebt sich jetzt das Prinzip der Gesamtanschauung heraus, da die Fragen der formalen Logik, die bei Aristoteles dennoch vorherrschten, hier bereits völlig durch psychologische Interessen abgelöst und verdrängt sind. Alle Beweisführung — so argumentiert Reid — muß von ersten Prinzipien anheben, für die kein anderer Grund angegeben werden kann, als dies, daß wir durch die natürliche Beschaffenheit unseres Geistes (the constitution of our nature) gezwungen sind, ihnen zuzustimmen. Solche Prinzipien sind Teile unseres eigenen Wesens: das vermittelnde Denken kann sie weder hervorbringen, noch vernichten, noch auch den geringsten Schritt ohne sie tun. „Woher diese Prinzipien stammen, auf die ich all meine Schlußfolgerungen gründe, das weiß ich nicht; denn ich besitze sie länger als ich denken kann, aber ich bin sicher, daß sie zum Wesen meines Ich gehören und daß ich sie nicht ablegen kann.“ [1] Der Trieb, der mich an diese Grundsätze glauben lehrt, ist somit die letzte und notwendige Voraussetzung all unseres Wissens. Durch ihn werden wir sowohl der Realität der Außenwelt, wie der Existenz unseres eigenen Ich gewiß, deren wir uns durch abstrakte Verstandestätigkeit niemals versichern könnten. So wissen wir etwa um den notwendigen Zusammenhang, der zwischen Ursache und Wirkung besteht, lediglich durch ein derartiges natürliches Prinzip, das wir in uns tragen. Der Grundsatz der Kausalität kann nicht aus der Induktion stammen; denn alle Induktion setzt, um gültig zu sein, den Gedanken, daß die Natur stets gleichförmig und nach einer bestimmten Regel verfahre, voraus: er kann ebensowenig — wie Hume treffend gezeigt hat — das Ergebnis rationaler Schlußfolgerung sein. So bleibt nur übrig, ihn auf einen psychologischen „Instinkt“ zurückzuleiten, kraft dessen wir die künftige Erfahrung antizipieren.[2] Das innere Zwangsgefühl, die „Suggestion“, die uns nötigt, zwei Elemente der Erfahrung a und b in das Verhältnis von Ursache und Wirkung zu setzen: sie ist die einzige und nicht zu überbietende Gewähr der Gültigkeit des Kausalbegriffs.

Überblicken wir diese geschichtlichen Betrachtungen, so bietet sich uns nunmehr ein etwas anderes Bild, als das „Schema“

[1]) Thomas Reid, An inquiry into the human mind. Edinburgh 1765, S. 111 f. u. ö.

[2]) A. a. O. S. 89 ff., 346 ff. u. ö.

Nelsons es uns gezeigt hat. Was er eine fundamentale Entdeckung nennt, das ist nicht nur seit den Tagen des Aristoteles ein Gemeingut der Philosophie: es erweist sich auch, von den Anfängen der modernen Erkenntniskritik ab, immer deutlicher als ein gefährlicher Gemeinplatz, der durch den Fortschritt der wissenschaftlichen Analyse mehr und mehr zurückgedrängt wird. Nelson täuscht sich über die wahren geschichtlichen Ursprünge seines Systems, wenn er sich als Reformator der Friesschen Lehre fühlt: was er in Wahrheit ergriffen und wiederhergestellt hat, das ist die altbekannte Philosophie des „Common sense". Zwar wir behaupten nicht, daß es inhaltlich dieselben theoretischen und praktischen Grundsätze sind, für deren Geltung er eintritt. An einigen dieser „unmittelbar evidenten Wahrheiten" hat die Zeit, hat die Wissenschaft eine zu unerbittliche Kritik vollzogen, als daß man heute versuchen könnte, sie von neuem zu behaupten. Aber die Methode, nach welcher die Prinzipien aufgestellt und gegen alle Einwendungen verteidigt werden, ist die alte geblieben: und die Methode allein ist es, die nach Nelsons eigenem Urteil über den wahren Charakter einer Philosophie entscheidet.

III.

Stellen wir uns, um zunächst dieses geschichtliche Urteil zu begründen, die Argumente, die Nelson für seine unmittelbare Erkenntnis der Vernunft anzuführen weiß, noch einmal einzeln vor Augen. Durch seine Schrift zieht sich, wie wir gesehen haben, die Unterscheidung zweier heterogener Erkenntnismittel: der Anschauung und der Reflexion. Wenn jene für sich genommen unfehlbar und keinem Truge unterworfen ist, so befinden wir uns mit dieser in dem Gebiet bloßer Wahrscheinlichkeit; wenn für jene keine tiefere Begründung, als ihre eigene Sicherheit gesucht zu werden braucht, so muß diese mühsam und beschwerlich auf den Krücken des Beweises fortschreiten. Das Auszeichnende der „psychologischen" Methode liegt eben darin: daß sie die Reflexion, die sie nicht zu entbehren vermag, dennoch Schritt für Schritt durch die Vergleichung mit der unmittelbaren Anschauung kontrolliert und bewährt. Hier bleiben wir ganz „bei der Beobachtung, d. h. bei der Erkenntnis durch Sinnesanschauung stehen. Wir entfernen uns also nicht in das Gebiet abstrakten Denkens und verlieren uns überhaupt nicht in die Spitzfindigkeiten und Grübeleien mittelbarer Beweis-

verfahren, die der Gefahr des Irrtums um so mehr ausgesetzt sind, je mittelbarer sie sind, je weiter sie sich von der Anschauung entfernen. Je näher wir bei dieser, in unserem Falle der Selbstbeobachtung, bleiben, desto weniger sind wir logischen Fehlern ausgesetzt, und desto leichter lassen sich Fehler, wo sie dennoch vorkommen sollten, aufdecken und verbessern. Auch kommen wir so nicht in Gefahr, uns auf bloße Wahrscheinlichkeiten einzulassen. Denn alle Wahrscheinlichkeit gehört, wie der Irrtum, nur der Reflexion und beruht auf unvollständigen Schlüssen. Die Anschauung dagegen, von der wir uns nicht entfernen und auf die wir immer zurückgehen, ist überhaupt nicht der Ungewißheit unterworfen, also auch nicht den verschiedenen Graden der Wahrscheinlichkeit". (Seite 27.) Es ist genau diese Grundansicht, die in der Erkenntnistheorie der Schottischen Schule herrschend ist, und die sich in all ihren Schriften gleichlautend wiederfindet. Was Nelson hier Anschauung nennt: dies und nur dies bezeichnet und bestimmt Beattie durch den Begriff des „common sense".[1] Nun scheint es zwar bei Nelson, als ob hie und da gegen ein derartiges Verfahren Bedenken sich regen wollten. Er selbst spricht es aus, daß „jedes Pochen auf die Unerschütterlichkeit unserer Überzeugungen nur gewalttätiges Parteimachen ist, das wohl zur Überredung, aber nie zur Überzeugung führen kann"; er selbst verlangt nach einem Kriterium, durch welches wir uns „über das nur Faktische unserer Gedanken und Gefühle zu erheben" und die psychologischen Tatsachen „gegen den Zweifel sicherzustellen vermögen". (S. 14f.) Aber welches gedankliche Mittel bietet er uns zuletzt, um dieses Ziel zu erreichen? Das erste Verfahren, das er einschlägt, bezeichnet er selbst als eine

[1]) If that faculty, by which we perceive truth in consequence of a proof, be called Reason, surely that power, by which we perceive self-evident truth, ought to be distinguished by a different name. Some philosophers of eminence have given it the name of Common Sense; and as the term seems not improper, we shall adopt it .... The term Common sense .. signifies that power of the mind which perceives truth, or commands belief, not by progressive argumentation, but by an instantaneous, instinctive and irresistible impulse; derived neither from education, nor from habit, but from nature .. according to an established law ... That there is a real and essential difference between those two faculties; that common sense cannot be accounted for, by being called the perfection of reason, nor reason by being resolved into common sense, will appear from the following considerations. etc. Beattie, An Essay on the nature and immutability of truth, Edinburgh 1770, Part. I, ch. I.

Beweisführung ad hominem: es vermag lediglich zu zeigen, daß bestimmte Grundsätze in den Beurteilungen des täglichen Lebens im steten Gebrauch sind und in ihnen implicite beständig vorausgesetzt werden. Diese Methode aber ist genau diejenige, die Reid gegen Hume befolgt, und die ihm Kant mit scharfen Worten vorgehalten hat. „Man kann es, ohne eine gewisse Pein zu empfinden, nicht ansehen, wie so ganz und gar seine Gegner Reid, Oswald, Beattie und zuletzt noch Priestley den Punkt seiner Aufgabe verfehlten und, indem sie immer das als zugestanden annahmen, was er eben bezweifelte, dagegen aber mit Heftigkeit und mehrenteils mit großer Unbescheidenheit dasjenige bewiesen, was ihm niemals zu bezweifeln in den Sinn gekommen war, seinen Wink zur Verbesserung so verkannten, daß alles in dem alten Zustande blieb, als ob nichts geschehen wäre. Es war nicht die Frage, ob der Begriff der Ursache richtig, brauchbar und in Ansehung der ganzen Naturerkenntnis unentbehrlich sei, denn dieses hatte Hume niemals in Zweifel gezogen; sondern ob er durch die Vernunft a priori gedacht werde und auf solche Weise eine von aller Erfahrung unabhängige innere Wahrheit, und daher auch wohl weiter ausgedehnte Brauchbarkeit habe, die nicht bloß auf Gegenstände der Erfahrung eingeschränkt sei: hierüber erwartete Hume Eröffnung. Es war ja nur die Rede von dem Ursprunge dieses Begriffs, nicht von der Unentbehrlichkeit desselben im Gebrauche; wäre jener nur ausgemittelt, so würde es sich wegen der Bedingungen seines Gebrauches und des Umfanges, in welchem er gültig sein kann, schon von selbst gegeben haben". Neben der Berufung auf die tatsächliche Anwendung des Kausalprinzips aber bleibt Nelson kein anderer Weg als der der unmittelbaren Selbstbeobachtung übrig, und auf ihn werden wir denn auch zur Ergänzung des anfänglichen regressiven Verfahrens fort und fort verwiesen. In der Tat: wenn es möglich wäre, die Zweifel der Vernunft durch sanften Zuspruch oder durch rauhes Poltern, durch linde Beschwichtigungsmittel oder drohende Beschwörungsformeln zum Schweigen zu bringen: so müßte man Nelson den Preis der Methode zugestehen. Keines dieser Mittel hat er unversucht gelassen, und in kunstvollem Aufbau steigern und verstärken sich die rhetorischen Accente. Es ist noch das Geringste, wenn er demjenigen, der der Zuverlässigkeit seiner Vernunft nicht traut, den tröstlichen Rat gibt, „sich an die Psychiater zu wenden und die Philosophen in Ruhe zu lassen". (Seite 33.) Wer nach diesem Ausspruch noch nicht

völlig überzeugt sein sollte, für den hält er noch kräftigere Mittel in Bereitschaft. „Sich gegen diese Methode" (der psychologischen Deduktion der Grundsätze) „zu sträuben, das ist nur der Sport derer, die fürchten müssen, daß doch noch einmal Philosophie als evidente Wissenschaft dem Spiel ihrer eigenen spekulativen Weisheit ein Ende machen könnte, ohne zu bedenken, daß, wer die Herrschaft der Vernunft ablehnt, sich dadurch nur mit dem Blödsinnigen auf eine Stufe stellt". (Seite 35.) Vor sachlichen Argumenten von solcher Kraft und Eindringlichkeit gibt es freilich kein Entrinnen mehr. Nur eine Bemerkung sei uns noch verstattet: daß sich nämlich hier ein Mißverständnis eingeschlichen hat. Es ist nicht die Vernunft überhaupt, der wir mißtrauen: es ist nur seine, Herrn Nelsons Vernunft, zu der wir nicht das gleiche unbedingte Vertrauen, wie er selber, zu fassen vermögen. —

Aber im Ernst gesprochen: kann es eine gröbere Verwechslung geben, als zu glauben, daß derjenige die Herrschaft der Vernunft ablehnt, der nach der Beglaubigung und den Rechtstiteln dieser Herrschaft fragt? Dann hätten freilich die tiefsten spekulativen Geister aller Zeiten, dann hätten Platon und Kant sich und uns nutzlos bemüht. „Ich kenne keine Untersuchungen" — so urteilt Kant — „die zu Ergründung des Vermögens, welches wir Verstand nennen, und zugleich zu Bestimmung der Regeln und Grenzen seines Gebrauchs wichtiger wären, als die, welche ich in dem zweiten Hauptstücke der transzendentalen Analytik unter dem Titel der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe angestellt habe; auch haben sie mir die meiste, aber, wie ich hoffe, nicht unvergoltene Mühe gekostet." Armer Kant! Was Dir die tiefste philosophische Sorge und die ernsteste Schwierigkeit war, das ist in Wahrheit ein bloßes Phantom gewesen, mit dem Deine Einbildungskraft Dich narrte! Denn dies ist in der Tat nach Nelson der prinzipielle Fehler Kants, daß er „ganz bei der Reflexion stehen blieb und sogar(!) selbst wieder einen Beweis der metaphysischen Grundsätze versuchte, den er den transzendentalen nannte". (Seite 61.) So hat Nelson mit einem einzigen absoluten Machtspruch die Vernunftkritik um ihr eigentliches Zentrum gebracht. Wenn er sie auch fürderhin als Grundlage der echten Philosophie anerkennen und dulden will, so ist dies lediglich eine seltsame Inkonsequenz. Denn man höre, in welchem Sinne sie nunmehr aufgefaßt und ausgedeutet wird. Ihr Grundmangel — dies sahen wir bereits — liegt darin, daß sie bis zu der Einsicht in die „unmittelbare Erkenntnis der

Vernunft" nicht vorzudringen vermochte. Diese Erkenntnis allein ist „jenes verborgene X, worauf sich der Verstand stützt" und das den Grund der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori aus bloßen Begriffen bildet. Weil er diesen Grund und Halt, nach dem er beständig suchte, nicht finden konnte: darum macht Kant den vergeblichen Versuch, die Reflexion sich selbst ihre Wahrhaftigkeit verbürgen zu lassen durch die analytische Beziehung zwischen der Erfahrung und ihren Grundsätzen. (Seite 63.) Man begreift hier die plötzliche Milde in Nelsons Urteil nicht, die von seiner sonstigen Art so merkwürdig absticht. Wie? Kant hätte eine Lehre nur „nicht gefunden", sie also doch von weitem geahnt und in allgemeinsten Umrissen erfaßt, die er in Wahrheit, wie die geschichtlichen Zeugnisse unzweideutig beweisen, mit bewußter Entschiedenheit von sich abgewehrt hat? Wenn das eingeräumt wird — so spricht er selbst sich aus — daß man synthetische Sätze, so evident sie auch sein mögen, „ohne Deduktion auf das Ansehen ihres eigenen Ausspruchs dem unbedingten Beifalle aufheften dürfe, so ist alle Kritik des Verstandes verloren; und da es an dreisten Anmaßungen nicht fehlt, deren sich auch der gemeine Glaube (der aber kein Kreditiv ist) nicht weigert, so wird unser Verstand jedem Wahne offenstehen, ohne daß er seinen Beifall denen Aussprüchen versagen kann, die, obgleich unrechtmäßig, doch in ebendemselben Tone der Zuversicht als wirkliche Axiome eingelassen zu werden verlangen. Wenn also zu dem Begriffe eines Dinges eine Bestimmung a priori synthetisch hinzukommt, so muß von einem solchen Satze, wo nicht ein Beweis, doch wenigstens eine Deduktion der Rechtmäßigkeit seiner Behauptung unnachlaßlich hinzugefügt werden"[1]: — eine Deduktion, die im Kantischen Sinne, wie nicht mehr gesagt zu werden braucht, stets nur aus dem Begriff der Möglichkeit der Erfahrung geführt werden, nicht aber die bloße psychologische Aufweisung eines Satzes in der inneren Beobachtung bedeuten kann. Es ist ein seltsames Schicksal, daß die Vernunftkritik hier als Vorbereitung einer Lehre bezeichnet wird, deren endgültige Überwindung sie sein will. Die Behauptung unmittelbar gewisser Vernunfterkenntnisse aus reinen Begriffen: dies und nichts anderes ist es, was Kant als Dogmatismus enthüllt und bekämpft. Wäre er bei dieser Behauptung stehen geblieben, so

[1]) Kritik der reinen Vernunft (B) S. 285f.

wäre er in der Tat dem Rationalismus der Wolffschen Schule nicht entwachsen, so wäre er über die Berufung auf das eingeborne „natürliche Licht" nirgend hinausgekommen. Für Nelson bot sich, wenn er sachlich verfahren wollte, ein doppelter Weg. Er hätte an der Kantischen Lehre ganz vorübergehen, er hätte seine eigene Auffassung unabhängig von ihr darstellen und ausbauen können. Oder aber er hätte die kritischen Einwände Kants berücksichtigen, zugleich aber im einzelnen mit Beweisgründen, nicht mit bloßen Beteuerungen dartun müssen, daß sie unhaltbar sind. Der Versuch aber, Kant als den ersten Begründer einer Ansicht zu feiern, die das grade Widerspiel seiner Methode ist: dieser Versuch muß notwendig scheitern, solange jemand die Kritik der reinen Vernunft auch nur zu lesen versteht.

IV.

Aber warum sich bei der Frage aufhalten, ob die Nelsonsche Lehre kantisch oder nicht-kantisch ist, ob sie die Fortsetzung oder der Gegensatz zur Methode der Vernunftkritik ist? Ob sie richtig und begründet, ob sie für die tiefere Erfassung des Erkenntnisproblems fruchtbar ist: dies allein ist es, worauf wir zu achten haben. In der Tat hätten wir jene erste Frage gern vermieden, wenn sie uns nicht von Nelson selbst auf Schritt und Tritt aufgedrängt worden wäre. Aber lassen wir sie jetzt einmal ganz beiseite, um nur den systematischen Erörterungen nachzugehen, die Nelson uns darbietet. Hier muß ich nun vor allem bedauern, daß er selbst, soviel ich sehe, uns kein einzelnes konkretes Beispiel für einen jener Grundsätze gegeben hat, die, ohne durch logische Beweise verbürgt zu werden, dennoch unmittelbar gewiß sein sollen. Die Betrachtung hätte sich alsdann an dieses Beispiel halten, sie hätte an ihm prüfen können, ob der psychologische Schein der „Evidenz" auch wahrhaft in der Sache gegründet oder vielleicht nur ein subjektives Vorurteil sei. Nun nennt Nelson einmal das Prinzip der Erhaltung der Energie als einen jener unbeweisbaren Grundsätze, der denn auch tatsächlich nicht auf dem Wege der Induktion, sondern auf dem Wege rein logischer Zergliederung und Abstraktion gefunden worden sei. Indem Helmholtz sich die Frage vorlegte: „Wie müssen die höchsten Obersätze der Naturwissenschaft beschaffen sein, wenn ein perpetuum mobile unmöglich sein soll", — gelangte er damit zur Aufstellung seines Grundprinzips. Aber Nelson fügt

sofort hinzu, daß dieser Weg der Auffindung nicht auch schon der der ausreichenden Begründung sein könne. „Denn es fällt keinem besonnenen Naturforscher ein, die Gültigkeit des Energiegesetzes von dem Grade der Gewißheit eines solchen empirischen Satzes (wie es der Satz von der Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile ist) abhängig machen zu wollen. Vielmehr schreibt er es umgekehrt seinen Beobachtungen als Bedingung ihrer Gültigkeit vor, es gilt ihm als Norm und Regulativ für seine Induktionen. Durch Erfahrung können wir also ein derartiges Prinzip nicht beweisen, a priori beweisbar ist es aber ebensowenig, sofern es wirklich ein Grundsatz ist. Wodurch sollen wir es denn aber als solchen beglaubigen und es schützen, wenn sich der Zweifel dagegen kehrt?“ (Seite 12f.)

Ich gestehe offen, daß ich die Antwort auf diese Frage, so begierig ich nach ihr gesucht habe, an keiner Stelle der Nelsonschen Schrift zu entdecken vermochte. Hier klafft eine Lücke, die durch die späteren Erörterungen nirgends ausgefüllt wird. Denn was bei Nelson als Ergänzung des anfänglichen, regressiven Verfahrens folgt, reicht für unser Problem nicht im entferntesten aus. Außer dem logischen Beweis, der hier ja ausgeschlossen werden soll, unterscheidet er noch zwei Arten der Begründung: „Demonstration“ und „Deduktion“. Die erstere, kraft deren wir die Grundurteile der empirischen und mathematischen Wissenschaften rechtfertigen sollen — die also, wie es scheint, hier einzig und allein in Betracht kommt — besteht darin, daß wir eine bestimmte Aussage auf eine anschauliche Erkenntnis in uns zurückführen, die für sich und unmittelbar einleuchtend ist. So haben wir alle geometrischen Sätze begründet, wenn wir sie auf die Axiome der Geometrie und damit auf einen von der Willkür des Urteilens unabhängigen Grund zurückgeführt haben. (Seite 17, 21 u. ö.) Glaubt aber Nelson wirklich eine derartige direkte Anschauung, die uns der Wahrheit des Energieprinzips versicherte, auf psychologischem Wege in uns nachweisen zu können? Und glaubt er weiter, daß irgend ein Naturforscher ihm hierin folgen und die eigentliche Begründung seiner Grundsätze fortan in der „inneren Erfahrung“ suchen werde? Oder gehört vielleicht der Gedanke der Erhaltung der Energie — um auch diese dritte Möglichkeit zu erwägen, da sich bei Nelson eine bestimmte Entscheidung hierüber nicht finden läßt — zu den „metaphysischen“ Grundsätzen, die sich weder durch einen Beweis, noch auch in einer direkten Anschauung beglaubigen lassen sollen, die aber den-

noch, wenn sie kraft der Reflexion einmal zu deutlichem Bewußtsein erhoben worden sind, nicht minder gewiß und unmittelbar evident sein sollen? Aber auch damit wäre nichts gewonnen: denn immer würde hier ein „a priori" behauptet, das nur auf eine „innere Stimme", auf ein bloßes psychisches Zwangsgefühl hin geglaubt und anerkannt werden müßte. Die „exakte" psychologische Zergliederung sieht sich hier letzten Endes auf eine Instanz hingewiesen, auf die jegliche Art der Mystik sich von jeher berufen und auf die sie ihre Ansprüche gestützt hat. Den empiristischen Einwänden ist damit Tür und Tor geöffnet. Nelson sieht einen entscheidenden Vorzug seiner Lehre darin, daß sie allein den „alle Philosophie zerstörenden Empirismus" abzuwehren und endgültig zu bewältigen vermöge. (Seite 67 f.) In Wahrheit indes ist er es, der die Prinzipien der empiristischen Deutung und Kritik rettungslos preisgibt: die gewöhnlichsten und bekanntesten Einwürfe, wie sie etwa ein John Stuart Mill gegen die Apriorität des Beharrungsgesetzes gerichtet hat, reichen hin, um ein a priori in seinem Sinne zu entwerten und hinfällig zu machen.

Denn welchen Vorzug hat im methodischen Sinne die innere vor der äußeren Erfahrung: welchen Beweisgrund trägt sie in sich, der sie über alle Fragen und Zweifel, die gegen diese letztere gerichtet werden können, hinaushöbe? Was versichert mich, daß meine psychische Natur in sich regelmäßig und gleichförmig ist, daß die Ergebnisse meiner bisherigen Beobachtung auch für alle künftige Erfahrung Bestand und Geltung haben werden? Auf diese erkenntnistheoretische Grundfrage ist Nelson die Antwort schuldig geblieben; alles, was er anführt, ist nur ein mißglückter Versuch, sie beiseite zu schieben. Er mag immerhin die „Abstraktion", kraft deren wir uns der psychologischen Grundtatsachen bemächtigen, von der „Induktion", wie wir sie in der Physik und beschreibenden Naturwissenschaft üben, unterscheiden. Aber auch die Abstraktion muß doch von bestimmten Daten, die uns durch innere Erfahrung gegeben sind, ausgehen und sie als feststehend voraussetzen. Alle derartigen „Gegebenheiten" aber sind als solche veränderlich: und nichts verbürgt mir ihren gleichartigen, notwendigen Fortbestand; so könnte denn auch das Ergebnis der abstraktiven Analyse jederzeit nur bedingte und hypothetische Geltung beanspruchen. Und diesem Schlusse vermag Nelson auch dadurch nicht auszuweichen, daß er der Vernunftkritik, welche psychologisch verfährt und daher in der Tat eine empirische Wissen-

schaft sein soll, das „System der Philosophie“ gegenüberstellt, das nach ihm aus lauter allgemeingültigen und notwendigen Sätzen besteht. Denn jetzt gibt es für ihn nur eine Alternative. Entweder nämlich gründet er das System völlig auf die Kritik und läßt es aus ihr seinen gesamten Gehalt schöpfen: dann ist klar, daß die Urteile, die es in sich schließt, nur von gleichem logischen Range wie die Tatsachen-Wahrheiten sein können, die die Kritik uns eröffnet. Dieser Zusammenhang bleibt bestehen, gleichviel ob man annimmt, daß die Kritik die metaphysischen Sätze logisch zu beweisen oder daß sie sie nur zu „deduzieren“ d. h. in unserer inneren Erfahrung als vorhanden aufzuweisen habe (vgl. Seite 29, 42 f.). Denn in beiden Fällen ist doch die Sicherheit, die einem einzelnen philosophischen Grundsatze zukommt, von dem jeweiligen Stande, den die Kritik als empirische Wissenschaft erreicht hat, abhängig. Ein Fortschritt der Zergliederung und Selbstbeobachtung kann uns lehren, daß ein Prinzip, das wir bisher für ein letztes, nicht weiter auflösbares gehalten haben, sich in Wahrheit noch aus verschiedenen Bestandteilen von ungleichem logischen Werte zusammensetzt; daß daher, was uns bisher als unumstößlich gewiß erschien, nur einen bestimmten Grad der Wahrscheinlichkeit besitzt und durch künftige Erfahrungen jederzeit berichtigt werden kann. Wir sehen uns bei Nelson vergeblich nach einem Prinzip um, das uns die Sicherheit und Vollständigkeit in der Ableitung der metaphysischen Grundsätze verbürgte. Fries und Apelt haben sich hier auf den „transzendentalen Leitfaden“ Kants berufen: die Tafel der Urteile bietet ihnen das Grundschema, an dem sie sich über das gesamte Gebiet des Verstandes und über den Umfang und Inhalt seiner Stammbegriffe orientieren.[1] Eine derartige Ableitung hat Nelson verschmäht — wohl weil er den Einwänden, die seither gegen die Vollständigkeit und Notwendigkeit der kantischen Urteilstafel selbst gerichtet worden sind, nicht recht zu begegnen wußte. Aber da er nichts anderes an ihre Stelle gesetzt hat, so bleibt er in Wahrheit aller Zufälligkeit der „Selbstbeobachtung“ überlassen und treibt ohne Steuer auf dem weiten Meere der „inneren Erfahrung“ dahin. Will dagegen Nelson den zweiten Weg einschlagen: will er dem „System“ ein besonderes selbständiges Machtbereich unabhängig von der „Kritik“ zugestehen, so fällt

[1]) Vgl. Fries, System der Metaphysik, Heidelberg 1824, S. 195 ff.; Apelt, Metaphysik, Leipzig 1857, S. 97 ff.

er damit notwendig in die rein dogmatische Ansicht von der Stellung und Bedeutung der Metaphysik zurück. Denn jetzt gilt die Kritik vielleicht als ein geeignetes Mittel, metaphysische Wahrheiten aufzufinden, nicht aber ist sie es, die uns ihren eigentlichen Grund und Sachgehalt verbürgt; jetzt kann sie daher wohl als ein einzelnes Instrument der Philosophie, nicht aber als ihre konstitutive Bedingung gelten. Über einer Kritik, die empirisch und psychologisch ist, erhebt sich nunmehr eine Metaphysik, die als solche, wie Nelson ausdrücklich betont, nur apriorische und apodiktische Urteile enthalten darf und daher weder psychologisch ist, noch sein kann. (Seite 42 f.) Deutlicher kann es nicht ausgesprochen werden, daß die eigentliche logische Struktur und Eigenart derjenigen Metaphysik, die uns hier verkündet wird, durch den Begriff der Kritik nicht bestimmt wird. Die Kritik dient jetzt nur als gefälliger Helfershelfer, der, nachdem er seinen Dienst getan und zu den unbedingt gültigen metaphysischen Sätzen hingeleitet hat, getrost verabschiedet werden kann. Ihre Rechtfertigung und ihre Beglaubigung finden diese Sätze nunmehr in sich selbst; sie können, nachdem sie einmal festgestellt sind, der kritischen Stützen und Krücken entraten. Daher ist denn auch nicht einzusehen, wie die Kritik es nunmehr noch auf sich nehmen könnte, das wesentliche Ziel, das ihr von Kant gesetzt worden ist, zu erreichen: nämlich den dogmatischen und transzendenten Behauptungen aus reiner Vernunft Schranken zu setzen. Was sie allein vermag, ist die reine Vernunfterkenntnis als solche aufzudecken: nicht aber ihren Gebrauch zu bestimmen und das Gebiet ihrer rechtmäßigen Anwendung abzugrenzen. So treten denn hier in der Tat die „spekulativen Ideen" wieder unmittelbar neben die Grundsätze, die die mathematische Naturwissenschaft ermöglichen und sind ihnen im logischen Range gleichgeordnet (Seite 32); so können Fries und Apelt für den Gottesbegriff und für die Grundvorstellungen der Religion, die uns in Gefühl und Ahndung zu Bewußtsein kommen, die gleiche objektive Geltung und Gewißheit in Anspruch nehmen, wie für irgendein Axiom der Mathematik. An solchen Beispielen zeigt sich deutlich, wie die Kritik hier ihre Schärfe und die siegreiche Kraft gegenüber den Übergriffen der Metaphysik, die sie bei ihrem Urheber besaß, eingebüßt hat — sie ist zu einer stumpfen Waffe geworden.

Diese Nivellierung ist bei dem jüngsten „Erneuerer" der Friesschen Lehre vollendet. Das „System" bildet hier

keine festgefügte organische Einheit mehr, es fällt in heterogene Bestandteile auseinander. Daher bleibt denn auch zuletzt selbst die Beurteilung, die Nelson von der Friesschen Philosophie gibt, in sich zwiespältig und zweideutig. Fries ist in seiner Darstellung, sofern er Kritiker ist, Empirist und Psychologe; sofern er Systematiker ist, Apriorist, ja fast — Transzendentalphilosoph. In dem ersten Aufsatz über die „kritische Methode und das Verhältnis der Psychologie zur Philosophie" wird mit aller wünschenswerten Klarheit ausgesprochen, daß „die Deduktion der metaphysischen Grundsätze ein Geschäft der Psychologie" sei. (Seite 24.) Eine besondere „transzendentale" Erkenntnisart neben oder über diesem psychologischen Verfahren anzunehmen: das gilt hier als der Grundirrtum, der „im Keime" bereits bei Kant vorhanden ist, der aber zu erschrecklicher und verhängnisvoller Bedeutung erst bei seinen Nachfolgern gediehen ist. (Seite 45.) Das „Vorurteil des Transzendentalen" ist es, das bisher der Begründung der Philosophie als exakter Wissenschaft vor allem im Wege gestanden hat. Die zweite Abhandlung aber, die „Jakob Friedrich Fries und seine jüngsten Kritiker" überschrieben ist, spricht aus einem anderen Tone. Hier gilt es, den Metaphysiker Fries von dem Verdachte des „Psychologismus" zu reinigen; hier müssen daher alle Stellen, in denen Fries sich dagegen verwahrt, daß der systematische Grund und Inhalt seiner Philosophie aus der empirischen Psychologie gewonnen ist, sorgfältig zusammengestellt werden. „Die angeführten Stellen beweisen mit unzweideutiger Bestimmtheit, daß Fries nicht nur selbst nicht Psychologist gewesen, sondern sogar den Psychologismus seiner Zeitgenossen auf das lebhafteste bekämpft und in der Befreiung von ihm das wahre Heil für die Fortbildung der Philosophie gesucht hat." (Seite 256f.) Fragen wir aber weiter, welches positive sachliche Verhältnis Fries somit zur „transzendentalen Methode" gehabt habe, so schlägt Nelson, um die Antwort hierauf zu erteilen, einen merkwürdigen Umweg ein. Statt nämlich den Begriff dieser Methode in der Vernunftkritik, in der er geprägt und gefestigt wird, aufzusuchen, legt er vielmehr die bekannte Schrift Max Schelers „Die transzendentale und die psychologische Methode" zugrunde und vergleicht die einzelnen charakteristischen Eigentümlichkeiten der „transzendentalen Methode", die hier festgestellt werden, Schritt für Schritt mit dem Friesschen Verfahren. Und das Resultat ist in

der Tat überraschend: nachdem fünf verschiedene Merkmale einzeln durchgegangen worden sind, gilt es für Nelson nunmehr „durch vollständige Induktion" als bewiesen, „daß Fries ein Anhänger der transzendentalen Methode ist"! (Seite 270.) Nun denn — so wird mancher Leser hier versucht sein zu fragen —: wozu der Lärm, Herr Nelson? Sieht man freilich näher zu, so erkennt man, daß es ein fragwürdiges Zugeständnis ist, das uns hier gemacht wird. Denn diese ganze Ausführung dient im Grunde lediglich taktischen, nicht systematischen Zwecken. Jetzt steht die Friessche Lehre in der Tat unwiderleglich fest; jetzt ist sie gegen die Einwände aller Parteien für alle Zeiten gleichmäßig gesichert. Man braucht nur dem Psychologen die „empiristische", dem Transzendental-Philosophen die „aprio-rische" Hälfte des Systems zuzuwenden, um beide zu befriedigen und zu bekehren.[1] Aber glaubt Nelson wirklich, daß durch solche advokatorische Mittel die Sache, der er dienen will, gefördert und geklärt werden kann? Nelson ist ausgezogen, um die transzendentale Methode, die er als das Erbübel in der neueren Philosophie ansieht, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Aber eine geheime und widerstrebende Anerkennung ihrer Bedeutung hat er in sich selbst doch nicht völlig zu besiegen vermocht: so kommt es, daß er zuletzt seinen eigenen Helden, daß er Fries zum Vertreter des echten und wahrhaften — „Trans-zendentalismus" stempelt. Dieses Zugeständnis spricht deutlich genug; aber es hilft uns freilich in der Sache selbst nicht weiter. Denn die transzendentale Kritik läßt sich nicht damit abfertigen, daß ihr in irgendeinem Winkel des „Systems" ein bequemer Schlupfwinkel geboten wird: wo sie nicht die höchste prinzipielle Instanz, wo sie nicht den Grund und die Kontrolle des Ganzen bildet, da ist ihre Bedeutung bereits vernichtet.

V.

Wir sind den Einwendungen Nelsons geduldig gefolgt und haben uns der Gründe, auf die sie sich stützen, bis ins einzelne zu versichern gesucht. Dennoch haben wir die originelle Stellung, die er zu den Grundfragen der Philosophie einnimmt, bis

[1]) Auf die Deutung, die N. von der Friesschen Lehre gibt, gehe ich hier nicht im einzelnen ein: daß auch sie von Irrtümern und Mißverständnissen keineswegs frei ist, hat neuerdings Paul Stern in einem Aufsatz in der „Philosoph. Wochenschrift und Literatur-Zeitung" (herausg. von H. Renner) gezeigt. („Gegen den Versuch einer Neubelebung der Friesschen Philosophie" Januar 1906.)

hierher noch nicht vollständig und erschöpfend kennen gelernt. Fortan müssen wir versuchen, uns zu einem höheren Standpunkt der Betrachtung zu erheben. Denn die ganze bisherige Untersuchung könnte noch immer den Glauben aufkommen lassen, als handle es sich für Nelson darum, eine neue festumschriebene Methode der Erkenntnistheorie zu vertreten und sie allen anderen, die heutzutage in dieser Wissenschaft geübt werden, entgegenzusetzen. Damit aber wäre seine Grundabsicht durchaus verkannt: nicht bestimmte Richtungen innerhalb der Erkenntnistheorie will er bekämpfen, sondern die gesamte Disziplin, die mit diesem Namen bezeichnet wird, ist es, die von ihm gewogen und zu leicht befunden wird. Nicht die Antworten, die man bisher auf die Grundfragen der Erkenntnis erteilt hat, waren falsch: die Aufgaben und Ziele selbst, die man sich gestellt hat, waren trügerisch und irreführend. Gerade dies ist die neue und entscheidende Leistung von Fries, daß er — die Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie bewiesen hat. (Seite 315 u. s.)

Fragen wir nach der näheren Begründung dieses überraschenden Ergebnisses, so hören wir, daß „jede Erkenntnis als solche schon Erkenntnis eines Gegenstandes" ist. Es ist also durchaus nicht nötig, daß irgendeinem Urteil seine „objektive Bedeutung und Geltung erst nachträglich verbürgt" werde, daß gleichsam eine neue äußerliche Qualität zu ihm hinzukäme. „Der Gegenstand ist immer schon bei der Erkenntnis und wird nicht erst zu ihr hinzugebracht. Das Verhältnis der Erkenntnis zum Gegenstand läßt sich keiner mittelbaren Prüfung unterwerfen, sondern nur unmittelbar, wie es als Faktum in der Erkenntnis stattfindet, erleben. Es ist weder ein Kausalverhältnis, noch sonst auf irgendwelche Begriffe zurückzuführen. Dies Verhältnis kann daher auch kein Thema irgendeiner Wissenschaft werden: es gibt keine Theorie der Möglichkeit der Erkenntnis." (Seite 21.) „Die Übereinstimmung mit dem Gegenstand besitzt die Erkenntnis unserer Vernunft oder besitzt sie nicht, ohne daß wir etwas dafür oder dagegen tun können. Es gibt für uns keinen Standpunkt, von dem aus wir, gleichsam außer oder über unserer Erkenntnis stehend, ihre Gültigkeit zum Thema irgendeiner Wissenschaft machen könnten." (Seite 20.)

In diesen Sätzen liegt Wahres und Falsches, liegt die Abweisung irrtümlicher Fragestellungen und die Verkennung echter, fundamentaler Probleme so dicht beieinander, daß es schwer

fällt, beides zu entwirren. Also weil wir niemals aus unserer Erkenntnis heraus zu den transzendenten Dingen gelangen, weil wir unsere Vorstellungen niemals mit diesen vergleichen können: darum ist es müßig, irgendwelchen Wahrheiten in uns „objektiven" gegenständlichen Wert zuzusprechen? Der Beweis Nelsons löst sich, bei all seiner scheinbaren Strenge, in ein dialektisches Spiel mit Worten auf. Es versteht sich von selbst, daß es nur der immanente Gegenstand der Erfahrung sein kann, den die echte Erkenntnistheorie umgrenzen und bestimmen will. Worauf beruht es, daß wir bestimmten Inhalten und Verknüpfungen des Bewußtseins notwendige Geltung zuerkennen und sie damit von den willkürlichen Zusammensetzungen, die unsere subjektive Einbildungskraft erschafft und vernichtet, unterscheiden? Wenn wir uns diese Frage stellen, so fragen wir damit im neuen, im kritischen Sinne nach dem Gegenstand, der unserer Vorstellung „entspricht". Jetzt handelt es sich nicht mehr darum — was freilich absurd wäre — die Daten des Bewußtseins als „Abbilder" mit ihrem äußeren jenseitigen „Original" zu vergleichen: sondern vielmehr darum, ob es möglich ist, das scheinbar regellose Spiel der Vorstellungen, die in uns kommen und gehen, auf feste unverrückbare Gesetze zurückzuführen. „Wenn wir untersuchen, was denn die Beziehung auf einen Gegenstand unseren Vorstellungen für eine neue Beschaffenheit gebe, und welches die Dignität sei, die sie dadurch erhalten, so finden wir, daß sie nichts weiter tue, als die Verbindung der Vorstellungen auf eine gewisse Art notwendig zu machen und sie einer Regel zu unterwerfen; daß umgekehrt nur dadurch, daß eine gewisse Ordnung in dem Zeitverhältnisse unserer Vorstellungen notwendig ist, ihnen objektive Bedeutung erteilt wird." (Kritik der reinen Vernunft (B) Seite 242f.) Nelson freilich besitzt hierfür ein einfaches Kriterium: ihm ist ein Urteil wahr und notwendig, wenn es von jedem denkenden Subjekt kraft seiner psychischen Verfassung hingenommen und anerkannt werden muß. Aber auch hier ist gerade die wesentliche Schwierigkeit wiederum beiseite geschoben. Daß die Individuen in ihren Aussagen zusammentreffen und sich vereinigen: dies ist keineswegs das einzige Problem, das es hier zu lösen gibt. Diese Frage könnte man immerhin mit der Berufung auf ihre gleichmäßige physiologische und psychologische „Organisation" zu erledigen glauben, obwohl man auch damit nur ein neues Wort schaffen würde, das die Schwierigkeit, statt sie zu heben, nur um so deutlicher be-

zeichnet. Was wir aber in Wahrheit zu wissen begehren und was auch Kant an die Spitze seiner Erörterungen stellt, ist dies: wie es kommt, daß die empirischen Gegenstände den Gesetzen gemäß sind, die wir unabhängig von ihnen in unserem eigenen Geiste entdecken? Wie können meine Urteile nicht nur den Anspruch erheben, für alle denkenden Individuen, sondern auch für alle Objekte, die die künftige Erfahrung uns noch darbieten wird, gelten zu wollen? Daß die mathematischen Begriffe unserem Geiste für immer eingegraben sind, mögen wir zugeben: aber damit verstehen wir noch nicht, warum sie in den physischen Körpern jederzeit ihre genaue Entsprechung und Bestätigung finden müssen. Man kann diese Frage zu beseitigen hoffen, indem man den Tatbestand, von welchem hier ausgegangen wird, bestreitet: indem man entweder die exakte Anwendbarkeit der Mathematik leugnet, oder aber die mathematischen Grundsätze selbst aus der Erfahrung ableitet. Wie man aber das Faktum selbst zugestehen, wie man also an der Geltung synthetischer Sätze a priori festhalten kann und dennoch das Problem, das hierin enthalten ist, nicht einmal von weitem ahnen kann: das ist eines jener Geheimnisse, vor die uns die Schrift Nelsons so häufig stellt. Wer dies tut, der hat das philosophische Staunen noch nicht gelernt, das im besonderen und auszeichnenden Sinne der Anfang aller Erkenntniskritik ist.

Hätte Nelson übrigens das Verständnis der Kritik der reinen Vernunft aus dieser selbst zu gewinnen versucht, statt sie von vornherein aus seinem eigenartigen „Standpunkt" zu betrachten und zu beurteilen, so hätte er in ihr auch das entscheidende Argument gegen seine Auffassung entdeckt. „Wollte jemand" — so heißt es hier — „die Kategorien für subjektive, uns mit unserer Existenz eingepflanzte Anlagen zum Denken erklären, die von unserem Urheber so eingerichtet worden, daß ihr Gebrauch mit den Gesetzen der Natur, an welchen die Erfahrung fortläuft, genau stimmte (eine Art von Präformationssystem der reinen Vernunft), so würde (außerdem, daß bei einer solchen Hypothese kein Ende abzusehen ist, wie weit man die Voraussetzung vorbestimmter Anlagen zu künftigen Urteilen treiben möchte), das wider gedachten Mittelweg entscheidend sein: daß in solchem Falle den Kategorien die Notwendigkeit mangeln würde, die ihrem Begriffe wesentlich angehört. Denn z. B. der Begriff der Ursache, welcher die Notwendigkeit eines Erfolgs unter einer vorausgesetzten Bedingung aussagt, würde falsch

sein, wenn er nur auf einer beliebigen uns eingeflanzten subjektiven Notwendigkeit, gewisse empirische Vorstellungen nach einer solchen Regel des Verhältnisses zu verbinden, beruhte. Ich würde nicht sagen können: die Wirkung ist mit der Ursache im Objekte (d. i. notwendig) verbunden, sondern: ich bin nur so eingerichtet, daß ich diese Vorstellung nicht anders als so verknüpft denken kann; welches gerade das ist, was der Skeptiker am meisten wünscht; denn alsdann ist alle unsere Einsicht durch vermeinte objektive Gültigkeit unserer Urteile nichts als lauter Schein, und es würde auch an Leuten nicht fehlen, die diese subjektive Notwendigkeit (die gefühlt werden muß) von sich nicht gestehen würden; zum wenigsten könnte man mit niemandem über dasjenige hadern, was bloß auf der Art beruht, wie sein Subjekt organisiert ist." (Seite 167 f.) In der Tat kann uns Nelson zwar beweisen, daß der Kausalbegriff eine Art Zwangsvorstellung aller denkenden Subjekte ist, nicht aber, daß die „Natur", daß aller künftige Verlauf der Erscheinungen diesem Zwange gleichfalls untersteht und für immer unterstehen müsse. Wollte er diesen Beweis führen, so hätte er zu der von ihm verschmähten Deduktion aus der „Möglichkeit der Erfahrung" zurückkehren müssen, so hätte auch er in irgendeiner Weise zeigen müssen, daß es ohne den Begriff der Ursache nicht gelingen könne, die Zeitordnung des Geschehens eindeutig festzustellen, und daß es somit ohne ihn niemals zu einem konstanten „Gegenstand" im Unterschied von dem willkürlichen Spiel der Vorstellungen kommen könne. —

Oder will Nelson, um die Grenze zwischen der subjektiven und objektiven Beweisart wiederum zu verwischen, einwenden, daß es sich auch in der Kantischen Fragestellung doch niemals um die Bedingungen des empirischen Gegenstandes selbst, sondern nur um das Denken des Gegenstandes handeln könne; daß aber der Prozeß des Denkens uns eben nur durch „innere Erfahrung" zugänglich sei? (Vgl. Seite 41.) Das aber hieße nur wieder, ein Grundproblem aller Philosophie durch eine leere tautologische Behauptung erledigen wollen. Daß das Material, auf das sich alle Forschung, die wissenschaftliche wie die philosophische, bezieht, nur in Inhalten des Bewußtseins besteht, versteht sich freilich von selbst: aber aus dieser Beziehung, die allen Disziplinen gemeinsam ist, kann denn auch niemals etwas über ihren spezifischen Charakter und über das auszeichnende Unterscheidungsmerkmal ihrer Methode gefolgert werden. Das „Bewußtsein" ist nur das Substrat, das überall in derselben

Weise zugrunde liegt; die Wissenschaften aber gelangen zur klaren Abgrenzung erst in der verschiedenartigen Auffassung und Formung dieses Grundstoffes. Daß also die Philosophie psychologisch sein müsse, weil sie Erkenntnisse zu ihrem Gegenstande hat: das ist genau ebenso richtig und unrichtig, wie wenn man behaupten wollte, daß die Mathematik ein Zweig der Psychologie sei, da sie doch nur von unseren Begriffen und unseren Anschauungen handle. Ja man könnte alsdann das gleiche auch für alle Naturwissenschaft behaupten, da doch die empirischen Erscheinungen nur insoweit, als sie uns zum Bewußtsein kommen, als sie von unseren Sinnen oder unserem Verstand erfaßt werden, der Betrachtung unterworfen werden können. Trotz dieses bestechenden dialektischen Einwandes aber dürfte wohl kein Astronom sich künftig verleiten lassen, seine Ergebnisse, statt sie am Himmel aufzusuchen und in der mathematischen Rechnung zu begründen, durch psychologische „Selbstbeobachtung" gewinnen zu wollen. Was die Wissenschaften scheidet, ist nicht ihr Stoff, sondern ihr Verfahren. Wenn es etwas anderes ist, ob man von der alltäglichen, noch ungesichteten Erfahrung oder von der exakten wissenschaftlichen Bearbeitung des empirischen Stoffes seinen Ausgang nimmt; wenn es etwas anderes ist, ob man den Tatsachen der inneren Beobachtung nachspürt, oder aber den Begriff des „Naturobjekts" rein inhaltlich analysiert und auf die „Bedingungen seiner Möglichkeit" prüft: so bleiben die transzendentale und die psychologische Methode voneinander getrennt, und es ist ein bloßes Wortspiel, sie unter dem Gesichtspunkt, daß sie beide es im letzten Grunde irgendwie mit dem „Bewußtsein" zu tun haben, miteinander vermischen zu wollen.

VI.

Woher aber — so müssen wir uns zum Schluß dennoch fragen — stammt dieses Unvermögen Nelsons, sich auch nur vorübergehend in den Standpunkt und die Fragestellung der modernen Erkenntniskritik zu versetzen: eine Unfähigkeit, die so stark ist, daß er die Einwendungen Cohens und Riehls gar nicht zu begreifen und auch nur sinngemäß wiederzugeben vermag?[1] Eine derartige Verblendung müssen wir, wenn sie

[1]) Von seinem Verständnis der Lehre Cohens hat Nelson neuerdings in einer Besprechung der „Logik der reinen Erkenntnis" im Oktoberheft der „Gött. gel. Anzeigen" eine Probe abgelegt, die alle seine früheren

nicht zuletzt dennoch wie ein Rätsel wirken soll, wenn nicht in ihren logischen Gründen, so doch wenigstens in ihren psychologischen Ursachen zu verstehen suchen. Herr Nelson

---

Leistungen überbietet. Diese Kritik fordert, wenn nicht um ihres sachlichen Gehalts, so doch um der Stelle willen, an der sie erschienen ist, die Betrachtung heraus. Der Grundgedanke von Cohens Werk läßt sich in aller Kürze dahin aussprechen: daß wir, wenn wir zu einer echten wissenschaftlichen Begründung der Logik gelangen wollen, nicht von irgendeiner Art fertiger Existenz auszugehen haben. Was die naive Anschauung als ihren festen und sicheren Besitz ansieht, das bildet für die Logik erst das eigentliche Problem; was ihr unmittelbar „gegeben" heißt, das gilt es erst kritisch zu analysieren und in seine notwendigen gedanklichen Bedingungen zu zerlegen. Wir dürfen mit keinerlei gegenständlichem Sein, welcherart es auch sei und welche Bezeichnung wir ihm immer geben, den Anfang machen: denn jedes „Sein" ist erst ein Produkt und ein Ergebnis, das die Operationen des Denkens und ihre systematische Einheit zur Voraussetzung hat. Eine grundlegende begriffliche Setzung dieser Art, eine intellektuelle Bedingung, unter der wir erst von „Realität" im wissenschaftlichen Sinne sprechen können, ist nun für Cohen der Gedanke des Infinitesimalen, wie er in der modernen Mathematik zur Auszeichnung und Fixierung gelangt ist. Was wird nun unter Nelsons Händen aus dieser Lehre? „Die Arbeiten von Cauchy, Weierstraß und ihren Schülern — so belehrt er uns — haben einwandfrei gezeigt, daß im gesamten Gebiete der Analysis dem sogenannten Unendlichkleinen eine mathematisch genau definierbare Bedeutung zukommt und daß man es in ihr niemals mit wirklich existierenden unendlich kleinen Größen in irgendeinem mystischen Sinne zu tun hat." Cohens Ansicht dagegen läuft — nach dem Urteil Nelsons — „darauf hinaus, daß dem Unendlichkleinen nicht nur eine selbständige Bedeutung — und Existenz zukommen soll, sondern daß in ihm sogar das Ursprungs- und Erzeugungsprinzip für das Endliche liegt". Damit aber gehe er auf die „vorkritische Zeit der Wissenschaft" zurück: auf eine Zeit, in der man noch „vielfach mystische Elemente in die Grundbegriffe der neuen Methode hineinzulegen geneigt war" und in der man somit das Unendlichkleine als aktuelle Existenz ansah und ausdeutete. Mit Verlaub, Herr Nelson — hier muß zunächst im Namen der geschichtlichen Wahrheit Einspruch erhoben werden! Die eigentlichen Begründer der Analysis des Unendlichen haben niemals die Absurdität begangen, die Sie ihnen zuschreiben: Leibniz wie Newton, Euler wie Maclaurin haben das Unendlichkleine als reinen Methodenbegriff gedacht und alle Versuche, es zu einem für sich bestehenden Dinge zu hypostasieren, ausdrücklich und energisch abgewehrt. Und Cohen verfolgt nur den Weg, den sie gewiesen haben, wenn er fort und fort betont, daß das Infinitesimale nicht als Ding, sondern als Bedingung, nicht als eine irgendwie vorhandene Wirklichkeit, sondern als ein gedankliches Instrument zur Entdeckung und zum Aufbau des wahrhaften Seins zu gelten habe. Für Nelson aber schließt die logische Bedeutung, die hier dem Begriff des Unendlichkleinen zugeschrieben wird, unmittelbar die Behauptung der Existenz unendlich kleiner —

verarge es mir nicht, wenn ich diese Erklärung einem Denker, den er ingrimmig befehdet, wenn ich sie Johann Gottlieb Fichte entlehne. In einem wenig bekannten Aufsatz, in seiner „Vergleichung des von Herrn Prof. Schmid aufgestellten Systems mit der Wissenschaftslehre" hat Fichte sein eigenes System einer Lehre entgegengestellt, die alle Philosophie auf vorgeblich letzte und unerweisliche „Tatsachen des Bewußtseins" gründet und hier den Eck- und Schlußstein alles Beweisens gefunden zu haben meint. Woher — so fragt er — kommt die beneidenswerte Sicherheit, mit der man hier auf jene zweifellosen und evidenten „Tatsachen" baut und sie als einen festen, von keiner künftigen Analyse mehr angreifbaren Bestand behauptet? Und er erteilt hierauf einen drastischen, aber treffenden Bescheid. „Wir lernen in der Jugend so viele Wörter, ohne etwas Bestimmtes dabei zu denken, noch denken zu können. Sie werden demnach mit einem unbestimmten Bilde im Gedächtnisse niedergelegt und unaustilgbar; wenn nicht frühe innere Selbsttätigkeit einmal wenigstens alles auswirft, bis es einst mit gutem Fug und Grunde, oder etwas Besseres

---

Dinge ein; die Zurückführung komplexer Inhalte des Denkens auf ihre Prinzipien vermag er sich gar nicht anders vorzustellen, als dadurch, daß er diese letzteren selbst wiederum als metaphysische Wirklichkeiten denkt. Daß sich in seinem Kopfe ein erkenntniskritisches Werk anders als sonst in Menschenköpfen malt: das kann uns nach dem, was wir oben von seiner eigenen Lehre erfahren haben, nicht mehr in Staunen setzen; aber wahrhaft bewundernswert bleibt dennoch die Fertigkeit, mit der er in einem einzigen Worte, das er hinzufügt, eine gesamte, eingehende Untersuchung in das Gegenteil ihres Sinns verkehrt und ihr genau diejenige Tendenz unterschiebt, die sie ständig und unablässig bekämpft. — Außer diesem Einwand gegen das Infinitesimale aber, dem sich, so verkehrt er ist, doch allenfalls noch ein sachlicher Sinn abgewinnen läßt, findet sich in der ganzen langen Kritik N.'s auch nicht ein einziges positives Argument. Was übrig bleibt sind einzig und allein gehässige Entstellungen und Schmähungen. Keinem Begriff wird die feste terminologische Bedeutung, keinem Gedanken der innere sachliche Zusammenhang gelassen, die sie innerhalb der „Logik der reinen Erkenntnis" besitzen; überall werden nur einzelne Sätze herausgerissen, um sie mit höhnischen Randbemerkungen zu versehen. Daß es nach dieser Methode — besonders, wenn man in den beigefügten Scherzen nicht allzu wählerisch ist — ein leichtes ist, ein schwieriges spekulatives Werk zu „vernichten", das brauchte nicht erst N. zu erweisen: es ist aus der Geschichte des Idealismus sattsam bekannt. Wiederum übt N. hier mit Berufung auf Kant ein Verfahren, das Kant für immer gekennzeichnet hat: „beim Lichte besehen ist diese Appellation nichts anderes als eine Berufung auf das Urteil der Menge; ein Zuklatschen, über das der Philosoph errötet, der populäre Witzling aber triumphiert und trotzig tut."

an dessen Stelle wieder aufgenommen werden könne; wenn wir nicht einmal wenigstens in unserem Leben an allem zweifeln, und uns völlig zur leeren Tafel machen. Wer sich nicht bewußt ist, durch diesen Zustand hindurchgegangen zu sein, der sei nur im voraus sicher, daß er mit seinem Philosophieren weder sich selbst noch anderen sehr zur Freude leben werde. Könnte ihm auch irgendein Genius die reine Wahrheit in die Hand geben, so hälfe ihm dies alles nichts; die Wahrheit würde nie die seinige, da sie nicht aus ihm selbst hervorgegangen wäre, sondern sie wäre und bliebe eine fremde Zutat. Wenn nun ein solcher, übrigens mit dem besten Willen und der emsigsten Tätigkeit von der Welt, in sich selbst einkehrt, alles wegwirft, was seines Wissens durch Freiheit in ihm ist, bleibt ihm immer etwas auf dem Grunde übrig, von welchem er nicht weiß, woher es kommt. O, das muß meine ursprüngliche Gestalt sein, denkt er; aber es ist leider nichts mehr als der Eindruck von seiner Amme, seinen Wärterinnen, seinem Katechismus. . . . . Daher entsteht gleichsam ein Grundsystem, das Erbteil der Generation von allen vorhergehenden, welches ihr ohne alle eigene Arbeit zuteil wird. . . . . Dieses Grundsystem ist für alle gebildete Nationen ziemlich dasselbe; und ihr Räsonnement ist größtenteils weiter nichts, als nur Revidieren, Kombinieren und wieder anders, und noch anders Kombinieren, jenes ursprünglichen sicheren Besitzes. . . . . Wer (somit) hintritt und sagt: mir ist das unmittelbare Tatsache des Bewußtseins, der beweist gerade durch diese Art der Begründung, daß es für ihn nicht wahr ist, . . . daß er die ganze Sache nur vom Hörensagen, nur aus seinem Katechismus hat.“ [1]

Die Geschichte der Philosophie bietet demjenigen, der sie in ihren Einzelheiten verfolgt, ein verwirrendes und wenig trostreiches Bild. Wichtige Grundgedanken, die für immer befestigt und erwiesen zu sein schienen, werden wiederum preisgegeben; alte Irrtümer, die längst widerlegt sind, wagen sich von neuem hervor und preisen sich als neue Entdeckungen an. So scheinen sich überall nur die Namen zu wandeln, während die Gedanken selbst nicht von der Stelle rücken. Aber es wäre voreilig, sein Urteil auf diesen Eindruck zu gründen, den man aus der Betrachtung der jeweiligen Zeitgeschichte der Philosophie gewinnt. Wer die Gesamtentwicklung des Denkens verfolgt, dem muß deutlich werden, daß es sich in

[1]) Fichte, Sämtliche Werke II, 452 ff.

ihm um einen langsamen stetigen Fortschritt derselben großen Probleme handelt. Die Lösungen wechseln; aber die Grundfragen behaupten ihren Bestand. Alles, was gegen sie eingewandt wird, dient nur dazu, sie schärfer und klarer zu formulieren und damit ihre immer erneute Lebenskraft zu beweisen. Eine dieser Grundfragen aber hat Kant in der „transzendentalen Deduktion“ der Kategorien entdeckt; und es wird immer vergeblich sein, sie wiederum aus dem Bewußtsein der Wissenschaft verdrängen zu wollen.

Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen

Soeben erschien:

Geschichte der Philosophie

als Einleitung in das System der Philosophie

von

Dr. **Walter Kinkel**
a.o. Prof. der Philosophie a. d. Universität Gießen

I. Teil

Von Thales bis auf die Sophisten

Geh. ℳ 6.— VIII u. 352 S. gr. 8° Geb. ℳ 7.—

Aus dem Vorworte.

Das Werk, dessen ersten Band ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, will nicht mit den großangelegten und nie veraltenden Arbeiten eines Brandis, Zeller usw. in Wettbewerb treten. Nicht auf dem Historischen an sich liegt hier der Nachdruck, sondern die Geschichte der Philosophie soll hier durchaus in den Dienst des systematischen Interesses treten. Der Verfasser des vorliegenden Buches ist von der Überzeugung durchdrungen, daß die Schätze, welche die historische Forschung zutage fördert, erst dann recht eigentlich der modernen Kultur zugute kommen, wenn sie auf ihren systematischen Gehalt geprüft und für das System der Philosophie selbst nutzbar gemacht werden. Nicht also philologisch-historische Arbeit im engeren Sinne wollte ich leisten, sondern meine Absicht ging dahin: durch eine geschichtliche Betrachtung in die Probleme der theoretischen und praktischen Philosophie einzuführen. Es war daher natürlich nötig, daß ich die Quellen und die wichtigsten Bearbeitungen und Studien zur Geschichte der Philosophie sorgfältig zu Rate zog; doch glaube ich, in der Auffassung und Auslegung der Quellen mir meine Selbständigkeit durchaus gewahrt zu haben. Aber wenn ich mich auch bemüht habe, so viel als möglich die Zeugnisse über die Lehren der einzelnen Philosophen sprechen zu lassen, so war es doch andererseits nur eine Konsequenz meiner Hauptabsicht in diesem Buche, daß ich von allen philologischen Einzelfragen, von allen Streitigkeiten über philologische Überlieferung usw., so wenig als eben angängig Notiz genommen habe. Ebenso wurde alles, was sich auf die Persönlichkeit, Lebenszeit usw. der einzelnen Philosophen bezieht, beiseite gelassen.

In meinen systematischen Überzeugungen und folgeweise auch in meiner Auffassung der ganzen Geschichte der Philosophie bin ich, wie ich hier gerne und mit herzlichem Danke bekenne, von Hermann Cohen und Paul Natorp beeinflußt. Namentlich der erstere hat nicht nur meine Liebe zur Philosophie gestärkt und gekräftigt, — sondern seine Gedanken und Ideen sind es auch, welche mich auf den Weg ernster Forschung geführt und mir zu einer gefestigten Weltanschauung verholfen haben.

Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen

Soeben erschien:

Fries und Kant

Ein Beitrag zur Geschichte und zur systematischen Grundlegung der Erkenntnistheorie

von

Dr. **Theodor Elsenhans**
Privatdozent der Philosophie a. d. Universität Heidelberg

I. Historischer Teil:

Jakob Friedrich Fries als Erkenntniskritiker und sein Verhältnis zu Kant

Gr. 8° XXXII u. 348 S. ℳ 8.—

II. Kritisch-Systematischer Teil:

Grundlegung der Erkenntnistheorie als Ergebnis einer Auseinandersetzung mit Kant vom Standpunkte der Friesischen Problemstellung

[Dieser Schlußteil ist unter der Presse]

Das Buch wird die noch nirgends im Zusammenhang behandelte, vielfach mißverstandene und nicht leicht verständliche Erkenntnistheorie von J. F. Fries eingehend darstellen, zur Kantischen in Beziehung setzen und von hier aus die Grundlinien einer Erkenntnistheorie entwerfen. Da die in dem Verhältnis von Fries zu Kant zu klassischer Ausprägung gelangte Frage des Verhältnisses von Erkenntnistheorie und Psychologie gegenwärtig an der Tagesordnung ist, so darf ein solches Werk sowohl von der historischen als von der systematischen Seite her wohl auf ein nicht gewöhnliches Interesse Anspruch machen.

1902 erschien:

Der ästhetische Genuß

von

Dr. **Karl Groos**

ord. Prof. der Philosophie a. d. Universität Gießen

Geh. ℳ 4.80 VIII u. 263 S. gr. 8° Geb. ℳ 6.—

Es liegt in der Natur der Sache, daß ich in meiner Anzeige vielmehr die trennenden, als die verbindenden Punkte in Groos' und meinen Anschauungen habe hervortreten lassen. Darum möchte ich ausdrücklich feststellen, daß nicht nur der Boden psychologischer Betrachtungsweise, sondern auch viele Einzelheiten in dem mit wohltuender Wärme und Frische geschriebenen Buche meine Zustimmung haben. Daß ich in dem Ganzen einen wirklich beachtenswerten Beitrag zur ästhetischen Literatur der Gegenwart erblicke, mag schon die Länge dieser Rezension dartun, die gleich den, wie die Fortentwicklung der eigenen Lehren zeigt, rein auf die Sache gerichteten Bemühungen von Groos um die ästhetische Erkenntnis eine Klärung ihrer prinzipiellen und allgemeinen Probleme anstrebt.

Oswald Külpe (Würzburg) in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, 1902 Nr. 11, S. 896—919.

Zwei Vorträge
vom 1. deutschen Kongreß für experimentelle Psychologie (1904)
zu Gießen

Über den Rhythmus der Prosa

von

Dr. **Karl Marbe**

Professor der Philosophie a. d. Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M.

Gr. 8° 37 Seiten ℳ —.60

Die Aufgabe einer Psychologie der Deutung

als Vorarbeit für die Geisteswissenschaften

von

Dr. **Th. Elsenhans**

Privatdozent der Philosophie a. d. Universität Heidelberg

Gr. 8° 26 Seiten ℳ —.50

Philosophischer Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen

1903 erschien:

Joh. Fr. Herbart

sein Leben und seine Philosophie

dargestellt von

Dr. **Walter Kinkel**
a.o. Prof. der Philosophie a. d. Universität Gießen

Geh. ℳ 3.— VIII u. 204 S. gr. 8° Geb. ℳ 4.—

Neben der übersichtlichen Disposition des Stoffes vereinigt es peinliche Exaktheit und Genauigkeit der Darstellung auf Grund der Werke des Philosophen und der in Betracht kommenden Literatur mit klarer, angenehmer Schreibweise. Pädagogische Brosamen, 1904, Heft 1.

Kinkel ist, wie ausdrücklich betont werden muß, nicht Herbartianer, er übt fast in allen wichtigen Punkten an Herbart Kritik, was ihn aber nicht gehindert hat, seine Anschauungen und Grundsätze durchaus objektiv und unparteiisch darzustellen. Mir ist zurzeit kein besseres Buch über Herbarts Philosophie bekannt. Literarischer Handweiser, 1906 Nr. 5.

1900 erschien:

Beiträge zur Erkenntniskritik

von

Dr. **Walter Kinkel**
a.o. Prof. der Philosophie a. d. Universität Gießen

Gr. 8° IV u. 94 S. ℳ —.80

Diese Beiträge enthalten vier Aufsätze: 1) Über die Methode der theoretischen Philosophie; 2) Von den obersten Bedingungen der Erfahrung mit einem Exkurs über den Unterschied synthetischer und analytischer Urteile; 3) der Begriff des Affizierens, „das Ding an sich" und die Geltungssphäre der Kategorien; 4) das empirische und transzendentale Ich.

Francis G. Peabody

Professor an der Harvard-Universität in Cambridge

in autorisierten Übersetzungen von E. Müllenhoff:

Soeben erschien:

Jesus Christus und der christl. Charakter

Geheftet ℳ 4.— 1906 Gebunden ℳ 5.—

Früher sind erschienen:

Jesus Christus und die soziale Frage

Geheftet ℳ 5.— 1903 Gebunden ℳ 6.—

„Wir besitzen aber noch keine Arbeit, welche den überragenden Gegenstand in seiner ganzen Universalität so überlegen monumental und doch so fein behandelt wie dieser freisinnige Protestant."
Das Hochland.

„Die Stärke des Buches liegt in der Umsetzung der Forderungen Jesu in Aufgaben der Gegenwart, wobei der praktische Geist des Amerikaners aus seiner größeren Erfahrungsfülle die sozialen Dinge noch beziehungsreicher und vielseitiger anzufassen weiß, als das bei uns zu Lande der Fall ist." Prof. H. Holtzmann im Theol. Jahresbericht.

Die Religion eines Gebildeten

Geheftet ℳ 1.50 1905 Gebunden ℳ 2.20

„Das Buch ist ein machtvoller Appell an das Gewissen unserer Gebildeten . . . Möge das kleine, aber inhaltsschwere Buch von vielen Gebildeten und mit Erfolg gelesen werden!"

Der Charakter Jesu Christi

Groß-Oktav 1905 Geheftet ℳ 0.60

„Das Büchlein wird vielen Suchenden ein Wegweiser sein aus dem Zwiespalt und der Schwachheit der Natur zur Einheit und Festigkeit des Charakters." Protestantenblatt.

Abendstunden. Religiöse Betrachtungen

Groß-Oktav 1902 Kartoniert ℳ 2.50

„Glücklich die Studenten, denen der Professor zugleich ein Seelsorger ist, wie Peabody den seinigen. Möchten sich auch in Deutschland viele zu seinen Füßen setzen — und nicht nur Studenten."
Theologischer Literaturbericht.

Akademische Gegenseitigkeit

Groß-Oktav 1905 Geheftet ℳ 0.60

„Antrittsvorlesung am 30. Oktober 1905 in der Aula der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers gehalten."

Soeben erschien im Verlage **Bruno Cassirer** in **Berlin** und ist du
alle Buchhandlungen zu beziehen:

ERNST CASSIRER,

Das Erkenntnisproblem
in der Philosophie und Wissenschaf der neueren Zeit

Erster Band: XIV, 608 Seiten Lexikon-Format. ℳ 15.—

Einleitung. — I. Buch: Die Renaissance des Erkenn nisproblems. — II. Buch: Die Entdeckung des Natu begriffs. — III. Buch: Die Grundlegung des Idealismu

Das vorliegende Werk stellt sich eine doppelte Aufgabe: eine geschich liche und eine systematische. Es verfolgt die historische Entwickelung d Erkenntnisproblems, um hieraus die Mittel zu seiner sachlichen Prüfung un Beurteilung zu gewinnen. Indem es die einzelnen Elemente, aus denen d moderne Philosophie und Wissenschaft sich aufbaut, gesondert in ihrer En stehung verfolgt, will es damit den Einblick in das Gefüge der allgemeine begrifflichen Voraussetzungen gewinnen, die unsere heutige wissenschaftlich Auffassung der Wirklichkeit bestimmen.

Um Beachtung der Verlagsanzeigen wird gebeten.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

LIBRARY
JUL 1976
UNIVERSITY OF TORONTO